

1939

Die deutsche Dichtung und die Welt der Geschichte

Vortrag, gehalten beim Ersten Großdeutschen Dichtertreffen in Weimar
am 28. Oktober 1938

Von Heinrich Zille

Liebe Tagungsteilnehmer! Ich wurde gebeten, in Ihrem Kreis über Geschichte und die deutsche Dichtung zu sprechen, über eine Frage, die so umfangreich ist, daß sie im Rahmen eines kurzen Vortrags höchstens angeschnitten, nicht erschöpft werden kann. Überdies ist sie, recht verstanden, eine Frage, deren Behandlung wohl mehr ins Gebiet des Literaturforschers als in das eines Schriftstellers fällt, der selbst geschichtliche Stoffe bearbeitet hat und damit notwendig wertbefangen und einseitig erscheinen muß, wollte er, besonders vor dieser ausgewählten Zuhörerschaft, zu einem philologischen Verfahren greifen, um dem Gegenstand gerecht zu werden, dessen Gewicht uns alle berührt in einer Zeit höchster geschichtlicher Erfüllung.

Meine Bedenken verschwieg ich den Veranstaltern unserer Begegnung nicht. Indessen — man antwortete mir, es käme hier nicht darauf an, eine wissenschaftliche Abhandlung vorzulegen; es solle vielmehr versucht werden, das Verhältnis der Dichtung zum seelischen und tatsächlichen Leben der Nation und ihrer Geschichte aufzuklären, und hierbei möge der Schriftsteller aus der Schau des eigenen Werkes sprechen. Ein Bekenntnis also wird erwartet.

Wenn es mir nun auch widerstrebt, meine Arbeit zum Mittelpunkt eines Vortrags zu machen, und ich den Wunsch der Veranstalter in dieser Hinsicht nicht erfüllen kann, so will ich, dazu aufgerufen, der Leidenschaft doch gern Ausdruck geben, die mich vor dem Angesicht unserer Geschichte ebenso bewegt wie unter dem Wort der Dichtung, in der sich der Vergangenheit Sinn enthüllt. Ein Bekenntnis und keine Untersuchung, eine aphoristische Aussage und keine gelehrte Abhandlung wird meine Aufgabe sein.

Liebe Kameraden!

Die Wirklichkeit des Menschen, in der er lebt, ist das Schwindende und Vergehende. Er bleibt hineingestellt in Augenblicke einer Entwicklung, die er nicht selbst entspringen ließ, die er vielleicht, wenn er begnadet ist, beeinflussen kann, und er versinkt, während sie weitergeht. Er, nur ein Teil eines Lebens, das vor ihm war und nach ihm sein wird, entfaltet sich in einer Landschaft und Sprache nach Gesetzen, die nicht er geschaffen hat, und wird ausgelöscht nach Gesetzen, die nicht

er gegeben. That und Betrachtung, würdige Aufgaben seines Daseins, sind — wie es uns erscheinen mag — seinem Willen überlassen, aber auf einem Boden und in einer Luft des Atmens und Bestehens, die er nicht selbst bestimmte.

Dies zu wissen und dennoch im Strom des Vergehens nach ewiger Dauer zu streben, macht seine über Tier und Natur erhobene Größe aus, die sich in der Sprache verkörpert.

Die Sprache gibt dem Schauer, den das menschliche Herz vor der Gottheit verspürt, Bestand. Sie kündet Gedanken und Seele; sie verbindet uns mit dem Bewußtsein jener, aus denen wir wuchsen; sie wölbt die Brücke aus den Tiefen der Herkunft in die Dämmerung des Kommenden. Es gibt kein Denken außerhalb der Sprache, es gibt keine Ahnung außerhalb der Sprache, es gibt kein Gefühl, das über die Notdurst des Augenblicks reicht, außerhalb der Sprache.

Im Anfang des Menschentums war das Wort, das völkerschaffende, und nicht die That, weil Thaten von Sprachlosen nur unbewußte Regungen sein können.

Wir wissen nichts von Gott, so wir des Wortes ermangeln; denn selbst der namenlose Gott, der sich entschleiern will, muß uns ansprechen oder unseren stummen Mund entsiegeln, sonst ist er nicht gegenwärtig. Das Wort allein bannt das Ewige wie das Vergängliche, es allein hat Dauer.

Wohl versanken ganze Völker mit ihren Sprachen, und irgendwo in der Landschaft ragen behauene Steine als Male ihrer Thaten, Tempelruinen oder Trümmer von Städten, und da mag uns die entsetzliche Vorstellung quälen, daß der fühllose Stoff, den sie formten, dauerhafter sei als der Menschen Herz und Planen und Sprechen. Doch sie hätten keinen Stein behauen und keine Gestalt in die Felswände geritzt, wären sie des Wortes unmächtig gewesen, denn der von ihnen verwandelte Stein war nur das Niedergeschriebene ihrer Sprache, in der sich ihnen Gedanken und Gefühle ausdrücken mußten, damit sie Bestand erhielten. Erst mit der Sprache entsteht der Mensch, und sie nähert ihn dem Ewigen an. Sie verleiht ihm, dem Geschöpf, einen Anteil am Schöpfertum, indem sie ihn aus der Augenblicklichkeit des Vergehens hervortreten und über den Tod hinaus wirken läßt. Was er in der Sprache an Bewußtsein, Gefühlen, Wissen und Ahnungen verdichtet, kann er auf Steine, in Bauformen und Töne, in Zeichnungen und Farben auch übertragen, ja manche Abschattung seiner Empfindungen wird nur in solchen Mitteln ausdrückbar sein, und doch bedeuten diese lebendig eine

Möglichkeit zur Umformung der Sprache in eine andere Sprache, die keineswegs so unmißverständlich und weitreichend ist wie die des Wortes.

Aus Zeichnungen vorzeitlicher Höhlenmenschen erfahren wir, daß sie Menschen der Jagd waren. Aus aufgefundenen Waffen schließen wir auf die Kampfweise ihrer Verfertiger. Aus anderen Funden läßt sich ein Bild weiterer Seiten der einstigen Lebensführung entwerfen, und Vermutungen über die Seele jener Zeiten können wir auch anstellen, aber dabei tasten wir immer ins Unbeweisbare und Willkürliche hinein, wenn uns die Selbstzeugnisse der Sprechenden im Wort nicht überliefert sind. Wir folgern aus Steinen und Gegenständen, wir hören nicht das eindeutige Wort.

Unzählige Zeiten bleiben uns in Dunkel gehüllt, obschon wir reich sind an wortlosen Funden ihres Menschentums. Was wüßten wir von unseren Ahnen, wären wir bloß auf die Gegenstände angewiesen, die Forscher aus der Erde gruben! Wir wüßten, wie sie ihre Häuser gebaut, welche Gewebe sie getragen und welche Waffen; wüßten, wie sie den Bart geschoren und die Toten nach bestimmten Regeln bestattet haben, und könnten in diese Sammlung von Feststellungen auch eine Lebensseele hineinträumen nach Rückschlüssen, die der eigenen Erfahrungswelt entstammen. Irrtümern wäre dabei breiter Raum geöffnet. Aber selbst wenn wir, was unbeweisbar bliebe, richtig folgerten — keine Einbildungskraft vermöchte jene abgründige Weite und gottdurchschauerte Tiefe zu ersinnen, die schon in zwei Strophen der Edda gebannt ist durch das nachgelassene Wort. Niemand wäre imstande, aus Waffen, Leinwandstücken und Baugrundmauern die Gestalt eines Thor nachzuerdenken, die einstmals durch die Lebensfülle der Ahnen schritt. Aus zahllosen sichtbaren Schätzen griechischer Kultur, aus den mächtigen Zeugen der Bildwerke und Tempel allein könnten wir doch nicht die Götter des Olymp und die Gesetze Spartas beschwören. Der Inhalt des griechischen Daseins kam auf uns nur durch das Wort, das die Hellenen selber gesprochen haben.

Indessen erfüllt die Sprache, so göttlich ihr Ursprung sei, eine zweite Aufgabe, die unserer Geschöpflichkeit gleicht neben jener ersten, die der Menschen Schöpfung beweist. Sie dient auch dem Alltag und nicht nur dem Lebenssinn. Sie ist das gemeine Mittel der Verständigung über die vergänglichsten Dinge und zugleich in anderer Prägung das der tiefen Aussage.

Nicht alles, was wir in Sprachurkunden über die Griechen verneh-

men, kann einer Beachtung wert sein und fähig, das schöpferische Gemälde der hellenischen Welt vor uns aufzuspannen. Nur die Zeugnisse sind es, die sich dem Sinn jenes verflossenen Lebens zuwandten. Nur Denker, Seher und Dichter verdeutlichen uns wirklich die Daseinsmitte eines geschichtlichen Raumes! Weil sie dessen geheimen Inhalt, der den Zeitgenossen selbst meist dunkel blieb, in die Helle der Sprache so unvergänglich stellten, daß er uns unmittelbar anfaßt und nach Jahrhunderten noch zu Miterlebenden, nicht bloß zu Wissenden, macht.

Sehr viele Fragen der äußeren Lebensführung der Germanen werden in der Edda nicht aufgedeckt, die innere Gestalt ihrer Menschen aber tritt uns immer atmend entgegen. Homer schenkt uns das gütige Bild der frühen Griechen, und obschon wir wissen, daß die Unsterblichen keineswegs in der von ihm geschilderten Weise in den Kampf um Troja eingriffen, glaubt unser Herz an die Taten der olympischen Götter.

Selbst wenn es der Wissenschaft gelänge, jede Einzelheit über den Untergang der Burgunder aufzudecken, wahrer als im Nibelungenlied könnte er uns doch nicht entschleiern und verwesentlichen werden. Ja, in diesem Epos ist alles enthalten, was von der Geistesart unseres Volkes während einiger Jahrhunderte zur Dauer für die Zukunft würdig war. Mehr vom Lebenssinn jener Zeiten wird uns keine Forschung vermitteln.

Geschichte vergeht wie die Menschen. Über Waffen und verfallene Bauten, Bildwerke und Geräte schwemmt sich der Sand des Untergangs auf. Im Blut der Nachgeborenen aber bleibt der Samen zurück aus Leid und Wachstum der Vorfahren, das geheimnisvolle Schicksal der Art, der wir uns nicht entziehen können und die wir weiter erfüllen müssen. Immer war es starker Geschlechter edelster Drang, die Gesetze dieser Kräfte, der Ackererde des eigenen Bestehens, aus der unentrinnbar stummen Gewalt, die sie ausüben, ins Bewußtsein zu heben und im Loß der Ahnen zu erkennen. Kein Mensch erträgt es ohne Gott und das heißt zugleich ohne Vergangenheit zu sein. Wohl ist er ein Teil des Vergehens, das aus dem Dunkel kommt und ins Dunkel mündet, doch den Sinn seines Geschicks will er erfühlen, um nicht zu verzweifeln. Auch kein Volk erträgt es, sobald es sich über das Tier erhebt, ohne Gott zu sein, das heißt: es muß aus der Not des Alltags in die Vergangenheit hineinleuchten, um sich erst ganz zu erfühlen. Wehe ihm, wenn es keine Dichter und Seher hat, die durch ihr Wort eine der Zeiten erhellen, aus denen es hervorstach!

Das Kommenbe ist unabänderlich dunkel, nur die Ahnung stellt ihre großen Bilder hinein. Das Dunkel der Vergangenheit aber wäre vernichtend und müßte das Dunkel des Kommenden in Entsetzen verwandeln, würde es nicht da und dort von der Fadel der Dichter und Seher beglänzt werden gleich einer Straße zur Nacht. Von diesem Licht geht der Trost aus und die unzerstörbare Gewißheit dafür, daß wir, die Endlichen, in der strömenden Welle des Lebens verbleiben, wie sie uns bisher gehalten hat.

Es lebt kein schöpferisches Volk, das sich bewährte, ohne ein gefügtes Wort von den Taten der Ahnen im Herzen zu tragen. Wo ein stummes Volk, das bisher nur die Sprache des Alltags besaß, erwacht, suchen seine Söhne hastig die Vergangenheit zu erforschen, damit diese das Erwachen bestätige. Selbst ein Volk, das seit Urzeit willig und wunschlos Knechte für andere stellte, will, wenn es sein Los in die eigene Hand nimmt, von Helden abstammen, und seine Geschichtsschreiber verherrlichen das leistungslose Einst wenigstens als ein beispielloses Dulden, damit sie die Ahnen erheben und daraus ein Recht für die Zukunft ableiten können. Manches der kleinen Völker, das seiner Art nur durch das Vorbild und die schöpferische Ausstrahlung größerer Völker bewußt zu werden vermochte, lag sich eine Geschichte zusammen, von der ihm früher kein Dichter etwas überbracht hatte, weil eben nichts zu melden gewesen war als Dorfmarktgebundene Märchen und Sagen, bis das jüngste Geschlecht, durch die Gunst der Zeit an die Rampe der Staatlichkeit geschoben, unter dem Druck des Beispiels fremder Völker das brache Dunkel der Vergangenheit als grauenhaft empfand und mit Fälschungen aufhellen zu können glaubte. Die Unbuddsamkeit gegen Angehörige anderer Völker und besonders gegen das unsere hat hier eine unheimliche Wurzel. Das Leistungsreiche wird als eine Enthüllung eigener Schwäche empfunden, als eine Verpflichtung, sich ihm anzugleichen, und da man sich dazu ungeeignet empfindet, vernichtet man es am besten.

Es ist furchtbar für den einzelnen, auf dem Nichts zu fußen; furchtbarer für ein Volk, wenn es sich sagen muß, daß die Ahnen in keinem Epos bestätigt, nie von einem Dichter besungen worden sind, und sich sagen muß, daß das Blut solcher Väter, deren Taten den Rinder nicht weckten, in den eigenen Adern weiterfließt. Es mag darum verständlich sein, wenn sich diese Völker aus der Geschichtsschreibung der anderen die Lebensfäße hervorklauben, die von ihnen sprechen, und sich daraus ein falsches Bild von der Bedeutung ihrer

Vorfahren aufzubauen suchen; aber es ist ein Unterschied zwischen jenen, die solcher Notlügen bedürfen, und denen, die sich tapfer zum Erwachen aus dem Dunkel bekennen, und schließlich dem reichen Volke, das die Dichter begeisterte.

Der Dichter spricht, wenn ihn das Große ruft, damit es im Wort Gestalt finde über die Gegenwart hinaus. Fälschungen ersetzen ihn nicht. Wir kennen ein Volk, das sich an einem gefälschten Ahnenepos auch dann noch über das Dunkel der Vergangenheit tröstete, auch dann noch an die Lüge glaubte, als sie längst lächerlich geworden war; es nährte sich an ihr, bis es in einen Zustand der Überheblichkeit geriet, der nur die Rehrseite heimlich bewußter Schwäche abgab. Es sind bestimmte Völker, die solcher Gifte bedürfen.

In einer Stadt des Nordostens hatten die jahrhundertealten Herren jener Landschaft, die Deutschen, das Regierungsgebäude mit dem Standbild eines ihrer Helden geschmückt, der im Mittelalter in maßlosen Kämpfen den Ansturm Asiens zurückgeworfen und sich damit in die Reihe der Deutschen gestellt hatte, die — von den Deutschen bis heute kaum beachtet — Europa vor vernichtenden Gefahren immer wieder abgedämmt haben. Nach dem Weltkrieg wurde ein kleines Volk aus der Gnade des geschichtlichen Augenblicks, nicht aus eigener Leistung, Erbe der alten Herren und ertrug das Denkmal des großen Mannes nicht. An dessen Platz brachte es die Gestalt eines märchenhaften Jägers an, von dem die Frauen in den Spinnstuben erzählten. Es kannte keinen anderen Helden, in dem es sich verkörperte. Der Gebletigger wurde abgelöst von einer Märchenfigur, die geschichtsreiche Völker nie zum Inbegriff ihrer selbst erhoben hätten.

Nichts beleuchtet die Not der Geschichtslosigkeit, die immer auch Not der Wortlosigkeit ist, deutlicher als dieser Vorfall, nichts die zukunftschaftende Bedeutung der Dichter greller. Freilich — ich sagte es schon — der Dichter entsteht, wo ihn das Große ruft! Und so ist es ein Unterschied zwischen Völkern, die sich Geschichte und Mythos erlügen müssen, und jenen, deren Geschichte in hundert Gesängen aus tausend Jahren widertönt und noch immer nicht genug Dichter fand, um die Fülle auszuschöpfen. Es ist ein Unterschied des Wertes und der Idee, die Gott einem Volke übertragen hat.

Je begnadeter ein Volk, um so weiter schweift sein Geist aus vom eigenen Herd auf das allgemein Menschenwürdige hin, um so umfassender sind die Ideen, denen es sich zugewiesen spürt, um so vorbildlicher auch für andere Völker.

Der Reichtum von Leistung und wesentlichem Geschehen, von Heldentum und Siegen, Niederlagen und Auferstehungen in der deutschen Geschichte ergoß sich aus der bewegenden Kraft länderrumspannender Ideen, die dieses Volk immer wieder erfüllen. In seiner Vergangenheit liegt kaum ein halbes Jahrhundert, wo es in ängstlicher Hausväterei bloß den eigenen Grund zu bestellen suchte. Und selbst wenn das Volkswohl allein zum Ziel des Handelns gemacht wurde, geschah es meist unter einem Gesichtspunkt, der sich beispielhaft rein und fruchtbar zeigte, so daß sich andere Völker ebenfalls unter seine Regel gaben, auch wenn wir es nicht wünschten. Die beste Lehre hierfür bietet die Idee der Gegenwart, der Nationalsozialismus, dessen Wurzel die Volksbezogenheit ist und der doch übergreift auf andere Völker, ob wir es wollen oder nicht, und ein gewandeltes Europa entstehen läßt, das wir gewiß ersehnen. Ein neuer Pulsschlag des deutschen Volkes ändert auch den Pulsschlag des Erdteils, denn wir sind von jeher nach Hülberlins Wort das heilige Herz der Völker. Wer lange im Ausland lebte an den Rändern des Erdteils, begreift dies tiefer als der Binnendeutsche.

Das deutsche Volk, das die raumüberspannende Idee des Reiches einst übernahm und sich damit zum Opfergang rüstete, um der Welt eine Ordnung unter der *justitia caesaris* zu geben, hielt treu und unbeirrbar, obschon in den wechselnden Formen der Zeiten an seiner Sendung fest, mochte es vor neuen Aufstiegen durch Niederungen des Verfalls schreiten müssen, mochte sich die Idee wandeln — eines blieb: nicht der Cäsar, sondern die *justitia*. Und es blieb die hierfür bestimmte Schöpferkraft des Volkes.

Nichts erbittert mehr, als wenn kleine Seelen die sendungshafte Welte unseres Volkes als Last empfinden, mit lehrhafter Besserwissererei zum Beispiel den alten Kaisern vorrechnen, wie viele Soldaten sie aufopfert, um Italien zu halten, und dann ebenso eifrig nachrechnen, wie viele Schrebergärten mit solchen Kräften hätten abgezaunt werden können, wären die Kaiser keine Kaiser gewesen. Ach, manche Völker würden alljährlich Feste feiern, könnten sie bloß einen Römerzug besingen, deren unsere Vorväter weit mehr als ein halbhundert unternahmen.

Die Deutschen, die das Firmament raumübergreifender Träume und einer ordnungschaffenden Würde in sich tragen mit allen Fährnissen, die ein solcher Auftrag der Vorsehung umschließt, lassen auch die Anlage zur Enge nicht verkennen. Sie müßten an ihrer geistigen Gren-

zenlosigkeit zerschellen, wären sie nicht zugleich ein Volk heimattlicher Bescheidung. Beides liegt in ihnen; und die Geschichte spiegelt es wider, wenn die eine oder andere Seite dieser Wesensartung unser Schicksal vornehmlich bestimmte. War es die erste allein, dann wehten die Fahnen hoch und die Gotenzüge begannen mit blendendem Ruhm und tragischen Vergeblichkeiten — wir wollen sie nicht missen, denn es ist herrlich, einem solchen Volk anzugehören. Oder es bestimmte die zweite enge, heimatgebundene Seite allein, dann mochte es klirren in fleißigen Werkstätten, der Leib des Volkes schrumpfte ein, die Stämme haßten einander, das Reich zerfiel, die kleinen Marken reckten sich übermächtig, Millionen Deutsche wurden vergessen wie im zweiten Reich, das nur ein Staat war, und der Deutsche, dem es dabei wohl-erging, wußte nichts von den Brüdern, dem Freitwill der Fremde. In solchen Zeiten rächte sich die Welt an unserer Enge nach dem Gesetz, daß ein Kleiner wohl klein sein darf, ohne Schaden zu erleiden, niemals ein Großer, der einmal nach den Sternen gegriffen. Ihm wird keine Schwäche verziehen. Oder aber wir fanden den Ausgleich zwischen beiden Seiten unseres Wesens und gewannen damit das goldene Zeitalter, das uns in den letzten tausend Jahren ein- oder zweimal beschieden war.

Wie immer die Lose uns fielen, ob wir ausschlangen ins Grenzerferne oder uns entmannten in ärmlicher Bescheidung, wir blieben nicht endgültig bei solcher Wahl. Die Heimat rief uns zurück aus dem Sturm der Wagnisse mit den Gesängen der Landschaft, mit Liebeslied und Märchen, und über der verknöcherten Enge zogen die Dichter die Sehnsuchtsfahne der Weite auf, wenn wir allzu genügsam zu werden drohten. Solange das Nibelungenlied und die Edda gelesen werden, solange in Zeiten des Verfalls ein Dichter das Kaiserbuch schreibt und ein anderer den großen Roman der Raumnöte dem Volk, das durch Geist und Macht ganz Europa bestimmt hat, vor die Seele rückt, beides keine Fälschungen, nein, Mythen der Wahrheit, der großen Vergangenheit, der schuldhaften Verarmung, der größeren Zukunft, belohnt sich jede Sorge der Söhne. Solange wächst aus der Tiefe einstiger Bewährung die neue hervor. Solange gelten auch die Ideen, unter denen wir standen seit je: Reich und Volk und Abendland. Solange in solchen länderweiten Dichtungen der Herzschatz des Volkes über einen größeren geistigen Raum als den des begrenzten Heimatbodens hörbar wird, klopft er auch in der Wirklichkeit für die gesamte

Welt des weisen Mannes und hämmert die Regeln eines Lebens nach Werten der Ehre und des Rechts, die sich aus Leistungen ergeben.

Unsere Geschichte ist nicht ausgeschöpft an dichterischen Stoffen, obgleich sich in Dramen, Epen, Novellen, Balladen, Romanen und Liedern das Bedeutsame der Vergangenheit mannigfaltig und unübersehbar spiegelt. Es scheint aber, als müsse in diesem Volk nach unbekannter Satzung immer eine Schicksalszeit der Ahnen dem Wesen der Gegenwart verwandt sein, ehe der würdige Vorwurf im Dichter fruchtbar wird. Wir haben so viel des Besingbaren, daß wir die Stoffe nicht suchen müssen; sie rufen uns selbst an, wenn ihre Wiedergeburt im Bewußtsein der Gegenwart nötig ist. Nicht alle Völker sind so reich. Manchen überliefert eine kurze Geschichte kaum ein halbes Duzend Ergebnisse von dichterischem Gehalt, an denen sich nun das Wort der Nachfahren immer wieder bewähren mag. Bei uns flutet der Strom breit; gewaltige Zeiten sind unbesungen, unerkannt, mißverstanden; sie warten, daß der Dichter sie erlöse.

Ich meine hier die Schriftsteller nicht, die alljährlich jene modisch gewordenen zahllosen Bücher von sich stoßen, in denen irgendetwas Bedeutende oder auch nur auffällige Gestalt halb geschildert wird, halb handelnd auftritt, damit sich daran der geschichtliche Wissensdurst anspruchloser Leser genüge. Diese oberflächlichen, bruchstückweise ins Romanhafte übertragenen Berichte meine ich nicht, denn sie enthalten bestenfalls leichtfaßliche Zusammenschreibungen von Forschungsergebnissen, aber die vergangene Zeit tritt aus ihrem Wort nicht erschütternd hervor. Ahnen fehlt die Phantasie des Dichterischen, das sich nicht an die äußere Wirklichkeit, sondern an die innere Wahrheit, nicht an die Begebnisse, sondern an deren Sinn wendet, die erfindet und ausdeutet, Leben erneut und erschafft und in Gestalten spricht. Ich meine auch solche Nutznießer der Stunde nicht, die Ideen der Gegenwart gewaltsam in die Darstellung des Vergangenen hineintragen, ohne daß dessen Gesetz dies rechtfertigte und ohne daß sie selbst ein tieferes Recht dazu hätten. Vollauf die Schreiber meine ich nicht, von denen ich schon sprach: die Leute, deren Schrebergartenhorizont Ruhm nach dem Ruhm, wie sie ihn begreifen, abwägt, und die von der Welt unseres Volkes und seiner Geschichtslandschaft keine Ahnung haben, trübe Verkörperungen des engen, umkreisgebundenen Geistes, der nur als Gegengewicht der oft hemmungslosen Unbegrenztheit des deutschen Wesens eine Aufgabe haben mag.

Nein, ich meine Dichter, die geschichtsentsammt zu sprechen ge-

zwingen sind, weil sie, von heißer Verwandtschaft mit einem großen Geschehnis überwältigt, diesen leuchtenden Punkt in der Not ihrer geistigen Existenz rastlos umkreisen müssen, bis sie ihm, sich erlösend, jene Form geben, durch die das Volk früherer Lebensräume und der einstigen Gestalt teilhaft werden kann, weil deren Sinn ihm nun entschleiert wurde.

Eine tiefe Verwandtschaft muß es sein, die den Dichter anrührt, aufruft, quält und begnabet. Sie wird ihm nur dann bewußt, wenn er den Weg zu ihr aus seinem eigensten blutigen Erlebnis findet, das stellvertretend das notwendige und gleiche Erlebnis des Volkes vorwegnimmt und es durch das Werk später tatsächlich herbeiführt.

Das größte Erlebnis, das den Deutschen im letzten Krieg und in den darauf folgenden Notjahren bitter, dann aber im Aufstieg strahlend erwuchs, ist die Selbstentdeckung des eigenen Volkseisbes mit allen Gliedern, die Sprengung der knappen staatlichen Haut, die aus stammlicher Zerküftung und kleindeutscher Enge, das Volksbewußtsein lächerlich einschränkend, zurückgeblieben war und erst eines Weltuntergangs bedurfte, um abgestreift zu werden und den Blick auf alle von Gott geschaffenen Deutschen freizugeben. Die Wirklichkeit des Reichs und des Volkes wurde damit in neuer Form lebendig, in natürlicher Vermählung wie nie zuvor. Dieser Wette sich zu entziehen, hieße für den Dichter den Boden unter den Füßen verlieren. Seine Stellung zur Geschichte und auch deren Bewertung durch die Wissenschaft können heute nur im neuen Bewußtsein der Nation beruhen, dessen Kraft und Zeitgültigkeit, dessen edle Bescheidung und dessen zugleich weltverflochtene Verantwortungsflarheit sich in diesem Jahre, wo zehn Millionen Deutsche ins Reich zurückkehren konnten, ohne daß ein Schwertstreich fiel, wahrhaft überwältigend bewährten.

Von diesem Bewußtsein her, vom Gefühl der Gemeinbürgerschaft aller Deutschen für alle Deutschen, können wir jetzt endlich auch an eine Geschichtsschreibung herangehen, die ihr Urteil fällt nach dem völkischen Maß, darnach, ob Ereignisse dem Volksganzen und seiner Sendung, weder dem einen noch dem anderen allein, nein beiden: dem Volk und seiner Sendung genügten. Dies bedeutet nicht, daß wir unsere Handlungszwecke und Ideen in die der Ahnen hineinfälschen sollen, um uns eine äußerliche Bestätigung aus der Geschichte zu holen. Die Geschichte bestättigt uns, die Geschichtsreichen, mit den Räumen, die sie uns in die Zukunft öffnet. Wohl aber bedeutet es, daß wir bei vollem Verständnis für die Wesenhaftigkeit und Eigenart vergangener Zeiten

das Deutsche überall in seiner Gesamtheit suchen, die durch die Geschichtsschreibung der Hausmacht- und Landschaftsbelange bisher nicht wahrgenommen wurde.

Manche Tat, deren Größe unbestreitbar ist, wird, unter dem Gesichtspunkt des ganzen Volkes betrachtet, tragische Folgen erst jetzt sichtbar werden lassen. Um ein Beispiel zu nennen: wir werden uns, wenn wir die friederizianischen Kriege erwägen, fragen müssen, ob jene langen Jahre deutscher Selbstzerfleischung nicht eine Ursache dafür abgeben, daß die weiten, damals noch seit den Türkenkriegen menschenarmen und der Macht Wiens unterstellten Gebiete des Südostens von Deutschen nur ungenügend besiedelt wurden, fragen, ob wir damals nicht endgültig einen riesigen Lebensraum verloren haben, den uns die Vorsehung als Herrschaftsraum und Siegeslohn für die Errettung Europas vor der tödlichen islamitischen Bedrohung schon überantwortet hatte und den wir in späterer Zeit ebenfalls nur infolge der Auswirkungen binnendeutscher Kämpfe völlig abtreten mußten. So wird der Forscher fragen müssen, natürlich ohne den Handelnden jener Zeit eine Schuld anzukreiden, die sie nach ihrem Wertbewußtsein gar nicht hätten empfinden können.

So wird auch der Dichter, von der Geschichte aufgerufen, Volksweite und -einheit in die Mitte seiner Schau stellen. Er soll dabei ebenso wenig in den Fehler verfallen, seinen Zeitgeist in die Vergangenheit zu verlegen, wohl aber soll er die Volks-gesamtheit darin suchen und deren Los gestalten. Denn auch damals lebte das ganze deutsche Volk. Auch damals — um ein anderes Beispiel zu beschwören — erklangen die Arte der schwäbischen Noder im Banat, einsam, verlassen oft, am Bau einer neuen Provinz, während sich die Mächtigen des Volkes darum stritten, ob eine alte Provinz, deren Deutschheit unbedroht war, aus der einen in die andere deutsche Hand übergehen dürfe. Welch ein Stoff für ein herzverzehrendes Epos, wenn man bedenkt, daß die neue Provinz unvollendet blieb!

Die Weite und Einheit des Volkes — das ist die Verwandtschaft, die der Dichter heute aus der Geschichte erspüren muß, und damit erspürt er auch die Beziehungen zwischen Volk und Reich, zwischen Volk, Reich und Europa, jene unlösbaren, die menschliche Weltordnung mitbestimmenden Beziehungen uralter Schicksalsverbundenheit, die eine besondere Ehre der Deutschen sind.

Das Reich griff oft über den Raum des deutschen Volkes hinaus, verengte sich später, bis es nach 1918 nicht mehr als nur zwei Drittel

des Volkes umschloß. Wieder ein Stoff, die Seelen zu versengen! Und tatsächlich, die Tragik der Volkszerteiltheit in der jüngsten Vergangenheit ließ innerhalb weniger Jahre, die wir an den Fingern einer Hand nachzählen können, jählings, wie durch ein Wunder, eine Zahl von Dichtern hintereinander auftreten mit Werken kämpferischer, leidenschaftlicher, aus eigenstem Erleben geschöpfter Wahrheitskraft. Sie schreien das Notlied der Deutschen hinaus, das nicht nur uns, sondern — wir erlebten es vor wenigen Wochen in der beispiellosen Wiedergutmachung eines Teils des Elends! — ganz Europa bis in den Lebensnerv berührt, denn wir gehören nun einmal zu den verantwortlichen Baumeistern dieses Erdteils, dessen Daseinsformen die Welt unterwarfen. Darum haftet der Dichtung vom deutschen Schicksal jenseits des Reichs in ihren wichtigsten Werken nichts von der landschaftlichen und geistigen Beengtheit an, die oft als Heimatdichtung ein fragwürdiges Lob erfährt; nein, sie reißt mit der Darstellung des heimatlischen Loses die größeren Zusammenhänge auf und wurde zur Hymnschrift deutschen und europäischen Schicksals. In ihr leimte auch die Dichtung vom Gesetz der östlichen Räume und deren Verbindung mit Sendung und Tragik unseres Volkes; eine Dichtung, die — wenn nicht alles trügt — in kurzen Jahren das von der bisherigen Geschichtsschreibung verzerrte Bild des Ostens, vor allem des Südostens, nach seiner deutschen Bezogenheit richtigstellen wird.

Im Südosten Europas — dies sei hier eingeflochten, weil viele es nicht wissen — bestand das erste Reich der Deutschen, obschon es bis dorthin staatsrechtlich nie, wohl aber tatsächlich über den Länderblock der kaiserlichen Hausmacht gereicht hatte, als nachwirkende Kraft länger als im Westen; es bestand verblaßt und versinkend bis zum Ende des Weltkriegs. Statt aller Beweise hiefür erzähle ich ein Erlebnis aus dem Jahre 1919. Ich marschierte damals, nachdem meine siebenbürgische Heimat von Rumänien einverleibt worden war, noch in der österreichischen Leutnantsuniform, doch mit den Achselstücken des Staates, der mich nun eingezogen hatte, unter dessen Fahnen gegen das rote Ungarn und fand einmal nachts in einer abgelegenen Gegend des siebenbürgischen Erzgebirges Quartier bei einem alten rumänischen Bauern; wir saßen vor dem Herd, und da fragte mich der freundliche Greis leise und vertraulich, mit wem denn der Kaiser Krieg führe. Als ich ihm staunend erklärte, daß die Rumänen da seien, seine Volksbrüder, die ihn von den Ungarn befreit hätten, lächelte er und nickte, ja, das habe er wohl gehört, unsere Uniform sei auch seltsam,

aber ich möge ihm doch verraten, gegen wen der Kaiser Krieg führe. — Dieser Greis hatte ein Menschenalter als ungarischer Untertan hinter sich — wir sprachen auch miteinander in ungarischer Sprache —, nun waren seine Volksgenossen gekommen, in allen Tälern jubelte es, und er lebte noch in einer Welt des Südostens, deren Kriegsherr nur der Kaiser in Wien sein konnte.

Vorbei, gewiß! Die deutsche Herrschaft über den Südosten schwand dahin. Das landschaftliche Selbstbestimmungsrecht der Völker, das übrigens unter deutscher Oberhoheit auch früher immer besser gesichert war als unter nichtdeutscher, ist zum Ordnungsbegriff und Staatsgrenzenrecht Europas geworden. Aber nicht vorbei mit den tausenden deutscher Dörfer im Osten, den vielen deutschen Städten, den Millionen deutscher Menschen, die einst als Lehrmeister und oft als Herren gerufen und gesendet, ein viel größeres Gebiet als das des zweiten Reichs geistig befruchtet, erweckt und gestaltet haben! Nicht vorbei mit ihrer nachwirkenden Leistung, nicht vorbei mit der geistigen Nachstrahlung der Garnisonen Österreichs, die bis 1918 inmitten verschiedener Völker unsere Sprache ausgeströmt hatten! Solche Kulturfülle vergeht nicht, Bewährung solcher Art versinkt nicht. Ich kenne ein stattliches deutsches Dorf am Tatarenpaß in Siebenbürgen, das in fünfhundert Jahren fünfzigmal von Feinden niedergebrannt wurde, während die Bauern in der riesigen Kirchenburg Weib und Kinder verteidigten, wobei im menschenüberfüllten Bau immer auch ein Schulstübchen bereitstand; und fünfzigmal wuchs das Dorf aus den Trümmern empor. Bis zum heutigen Tag steht dort im Lande das älteste allgemeine Volksschulwesen der Welt. Es liegt ein tiefer Sinn darin, daß es hier früher aufgerichtet wurde als in anderen Gebieten. Eroberer können verschwinden, Saatgänger nicht. Darum ist es nicht vorbei mit dem Recht der deutschen Bewährung, die seit der Staufenzzeit und doppelt stark seit Prinz Eugens Tagen sich in den weiten Ländereien eine Heimstatt schuf. Vorbei ist nur der Machtanspruch, der einmal damit verknüpft gewesen war, dann verspielt wurde und heute nach unseren Anschauungen nicht mehr erhoben wird. Aber unser Volk blieb dort auf dem Boden seiner Bewährung, an der sich andere Völker aufrecken konnten, und es bleibt damit der Raum selbst in der deutschen Geschichte und Lebenswelt.

Noch mag es allerdings dauern, bis sich deutsche Volksnot in der Ferne so unmittelbar in ein allgemeines deutsches Erlebnis verwandelt, daß jeder Deutsche, wo immer er siedle, hört er von einem Vorfall

der Entrechtung, aufschreit, als hätte er selbst den Schlag erlitten. Erst bei solcher Gemeinburgschaft wird die letzte Volksstimmklaverei verschwinden! Heute aber sind wir, welche Volksnot dieser Art erst seit dem Ende des ersten Reiches kennen lernten, noch immer das einzige der großen europäischen Völker, von dem sehr viele Hunderttausende unter einem minderen Recht leben als Kolonialneger, denen niemand Schule oder Sprache raubt. Freilich — wo Deutsche leiden, ist der Erdteil krank!

Auch dies alles muß der Dichter, der sich der deutschen Geschichte zuwendet, sehen, wenn er das Volksganze sucht.

Das Bewußtsein für die Werte unseres Volkes mit allen Auswirkungen auf das sittliche Verhalten, sowie das Verbundenheitsgefühl mit der weißen Kultur, diese starken Bande, deren rassische Bedingtheit uns als ersten klar wurde, tragen also unsere und des Erdteils Zukunft mit. Daß sich solche Zusammenhänge schon seit geraumer Zeit in der deutschen Dichtung ausprägen, die geschichtliche Stoffe anfaßt, könnte mit Beispielen belegt werden, doch will ich darauf verzichten; erwähnt sei hingegen, daß die größere geschichtliche Schau einen neuen Stil des Romans, der ja weitgehend die Rolle des Epos bei der Gestaltung der Vergangenheit übernommen hat, zu schaffen scheint. Es ist der Stil einer homerisch breiten und bewegten Darstellung, die aus der Vielfalt von Ereignissen und Figuren erwächst, in deren Gesamtheit sich das Volk als eigentlicher Held der Fabel verkörpert, eine Epik, die wie jede wesentliche Dichtung den großen Stoff anpaßt, das Schicksal der Länder, die Gemeinschaft des Leidens und des Suchens der Menschen, die Kriege, die Hoffnungen, die geistigen und religiösen Entwicklungen, die bleibenden Werte des Bodens, des Blutes, der Kultur. Sie scheut, gleich den Epen, keine gedankliche Auseinandersetzung, gliedert das Einzelmenschliche ein in das allgemeine Schicksal und sucht so das Weltbild einer Zeit. Sie unterscheidet sich hierin fruchtbar von manchen unpolitischen und geschichtsfernen Dichtungen der Gegenwart, bei denen sich ein merkwürdiger Zug von Weltflucht feststellen läßt, da hier jeder geistigen Erörterung, allen großen Gemeinschaftsfragen aus dem Wege gegangen wird und die dargestellten Personen gleichsam auf einer Insel ihrer oft sehr dürftigen und sentimentalen Seelenregungen dahingleben. Ein Roman, der diesen Namen verdient, soll aber wesentliche Gegenstände behandeln, er soll in seiner Fülle ein Weltbild geben, das allerdings nicht aus ästhetischen Form-erwägungen entsteht, nicht aus bestimmten Gestaltungsmitteln, son-

bern aus dem Glaubensbekenntnis einer erschütterten, von der Gewalt des Erlebnisses bezwungenen Seele, die sich befreien muß im Aufriß eines Gemäldes, das unter eine gültige Idee geordnet ist. Bücher, die einen Stoff des Volksschicksals anfassen wie Hans Grimms "Volk ohne Raum", das eine Lebensfrage der Nation aus der Vergessenheit riß und zur Zukunftsfrage stempelte, gehen also im Letzten auf die eigene existenzielle geistige Not des Dichters zurück, der sich als Teil seines Volkes empfindet und ein anderes Dasein gar nicht begreifen kann. Eine solche Verufenheit bereitet, wenn sie — was wir voraussetzen — über dichterische Gestaltungskräfte verfügt, auch zukünftige Taten vor, die nicht dem Dichter überantwortet sind.

Welche Räume der Geschichte von unserer Gegenwart noch aus dem Dunkel gerissen werden und nach welchen wir unbewußt begehren, wird allein der Dichter entscheiden. Aber so gewiß er seinen eigenen Stoff nicht suchen kann, so sicher wird ihn dieser suchen, wenn eine Zeit auferstehen soll. Vorstellen allerdings läßt es sich, daß heute nach dem Dichter solche Epochen rufen, die der Weite des Volksleibes und dessen Erfüllung in den wechselnden Formen des Reichs entsprechen oder voll Sehnsucht nach dieser Entsprechung verlangten, wie die Zeit nach den Türkenkriegen oder auch die Metternichs, des volksfremden und darum schließlich erfolglosen Staatsmannes, der doch der letzte Deutsche war, dessen geschickte Finger das Los Europas jahrzehntelang unmittelbar von einer deutschen Machtpfote her regelten. Wir spüren auch, daß noch ein Vorwurf von Bedeutung nach dichterischer Befreiung ruft, der Stoff Europa in vielen geschichtlichen Sinnbildern.

Ein anderer Stoff aber ist unsere Zeit selbst, wie sie von den Deutschen seit einigen Jahren wieder handelnd geprägt wird. Hier ziemt es uns, die unter dem Anhauch der Geschichte noch stehen, nicht ungeduldig nach dem Werk zu rufen. Ein Jahrzehnt und mehr haben wir warten müssen, ehe das Erlebnis des Krieges dichterische Gestalt finden konnte. Die Aufrichtung des deutschen Volksreiches und dessen geistiger Einfluß auf die Welt, diese Wegmarken der Gegenwart, werden ihren Dichter auch in der Stunde begnaden, da sich die Geschehnisse fruchtbar gestalten lassen, so wie das Schicksal des Ostens sich Dichter rief, als der reise Tag dafür gekommen war. Denn der Dichter vor der Geschichte ist keinen Augenblick lang sein eigener Sachwalter. Treibt ihn die Leidenschaft nicht, ist er dem Untergang nicht verfallen, wenn er den Kampf mit dem Dunkel der Vergangenheit

scheut, so versagt er an der Größe der Aufgabe, die ihn zum Sprecher eines allgemeinen Anliegens machen soll.

Unser Volk, in dem der Sinn der Gegenwart aufbrach, ist gerade darum mythosfähig, weil es den alten Werten der Sendung und des Volkstums neuen Inhalt geben konnte und dem Erdteil nun einen Weg vorschreitet, auf dem auch andere Völker neben dem unseren frei zu bestehen vermögen in dem Recht, das ihnen gemäß ist. Hierin weichen wir nicht ab von der früheren Schicksalsstraße, denn wir haben fremde Völker kaum jemals unterdrückt, wenngleich wir manche lange regierten, bis sie an unserem Vorbild wortfähig wurden; und dies nicht bloß dadurch, daß wir ihnen dafür das äußere Mittel, Schrift und Buchdruck, besorgten, ihre Städte bauten, Heere vorbildeten, Recht hinterließen, Wirtschaft und Handwerk begründeten und ihnen schließlich auch noch den Herrschaftsraum abtraten; nein, unser Geist wurde in ihnen oft und in mancher Hinsicht lebendig. Obgleich sie solche Gaben an unseren Volksbrüdern, die unter die Macht der Erweckten kamen, selten lohten, bleibt uns dennoch übertragen, in der Schau einer allgemeingültigen europäischen Ordnung zu schaffen. Darum ist unsere Dichtung erst dann der Ahnen würdig und zur Gestaltung der Geschichte berufen, wenn sie in Rang und Schau, Idee und Umfang das Deutsche so begreift, daß es das Europäische auch erfüllt.

Die Mißdeutung deutscher Ziele durch andere verrät im Grunde nichts als Achtung vor unserem Schöpfertum in diesem weitsassenden Sinne und ein Wissen darum, daß unsere Geschichte immer auch ein Teil der ihren ist. Darum erwarten sie von uns mehr als von sich selbst, hassen uns oft und lieben uns durch den Haß hindurch, aber sie verachten uns nie, denn Verachtung ist nach einem tiefen Wort von Paul Ernst die Güte des Starken für den schwachen Wertlosen. Für schwach hielt uns und unser Können, dessen wir nie fähig gewesen wären ohne Dichtung und Ahnenbewährung, kein Volk, selbst damals nicht, als wir es waren. Es gibt einen Ausspruch des Polenkönigs Sobieski, der uns hätte trösten können über die Leichtfertigkeit, mit der sich das deutsche Volk selbst lange übersehen hat; er schrieb: „man kann von den Deutschen sagen, was man von den Pferden sagt, sie kennen selbst ihre Stärke nicht“. Der König schrieb es seiner Frau einige Tage, bevor die Deutschen die Türken vor Wien vernichteten und den Erdteil retteten. Das deutsche Volk hat den Erdteil in letzter Zeit wieder gerettet. Vielleicht wissen manche auch dies nicht. Unser

Volk zeigt ja bei der Bewertung der eigenen Bedeutung eine Unbesümmtheit, die es oft ins Verderben rennen ließ, aber sie stammt aus dem Reichtum an Möglichkeiten, die ihm nur gefühlhaft so weit bewußt sind, daß es sich nicht fürchtet und als einziges Volk selbst in der Not die Tugend des Stärksten übt, kein anderes Volk zu hassen, denn gehaßt wird nur, wenn man sich unterlegen fühlt. Wo wir uns unterlegen fühlten, liebten wir und ahnten das Fremde willfährig nach. Auch diese Selbstentäußerung, so schwächlich sie uns dünkt, ist Teil eines Reichtums. Wir, die Nicht Hassenden und Völkerrachtenden, kennen wohl das Gefühl der Verachtung für das Gemeine in Menschen und Völkern, und also die Güte. Aus all dem nährt sich die Ordnung, die uns bestimmt, die ewig zerstörenden Kräfte in die Schranken zu weisen, das Gute aber nicht bloß für uns allein, sondern für alle zu erstreben — das ist der oft blutig bezahlte Ehrentitel unserer Geschichte.

Warum diese Hinweise auf unser Wesen, seine Lagerung und Beurteilung, seine Möglichkeiten und Aufgaben im nachbarlichen Wirken der Völker?

Weil deutsche Dichtung, die den Mythos aus der Geschichte hebt und deren Sinn in die breite, bewegte Darstellung des Lebens übersetzt, unter all diesen Gegebenheiten steht und erst, wenn sie die ungeheuerere Vielfalt solcher Zusammenhänge bluthaft verspürt, den Rang erreicht, der uns würdig ist. Sie erreicht damit jene hohe Sachlichkeit, die wir in einigen neueren dichterischen Gestaltungen der Geschichte auch dann am Werke sahen, wenn fremde Völker einbezogen wurden. Das Maß der dichterischen Urteile innerhalb des Werkes kann sich nur richten nach der reinsten Auffassung von Pflicht und Recht, Ehre und Idee.

Über ein Letztes können wir, wenn wir es nun berühren, bloß zögernd sprechen, wenngleich es das entscheidende Lot ist, an dem sich jede Dichtung zu bewähren hat, auch jene von der Geschichte: nichts geschieht auf Erden allein aus dem Menschen und alles ist, so wesentlich der Mensch zu handeln bestimmt sein mag, dem Schoß der Vorsehung entstiegen. Beschwören wir das Wort Schicksal in ganzer Gewalt, suchen wir die Wesensart von Menschen und Völkern zu begreifen, so stoßen wir auf das Unerklärliche. Es ist die Aufgabe der Dichtung, das Dunkel zu lichten und Völker zu erfüllen mit dem Sinn für das Bleibende und sie gegen die Angst vor dem Tode zu wappnen, indem sie ihnen Bilder gibt und die Ahnung vom Gesetz des Ewigen. Darum ist es keine Dichtung, die am Geheimnis vorübergeht, das sich in der Geschichte und in jedem Dasein äußert. Die deutsche Dichtung

gilt oft bei anderen als abgründig. Wir haben uns dessen nicht zu schämen, sondern zu freuen. Das nüchtern Sagbare ist nicht das Letzte, was gesagt werden kann. Das Letzte soll uns quälen, wenn wir dem Leben Gestalt geben wollen, denn die Dichtung ist der Mund dessen, der in Gestalten und Bildern spricht und durch die Magie des Wortes.

Dem Gott der Geschichte möge unser Herz und die strenge Zucht der Kunst, die dem heiligen Herz der Völker dient, offen sein, wenn wir nach Sendung und Gestalt im Dunkel der Herkunft forschen und einsam in das Wagnis der Dichtung auf der großen Straße hinausgehen, über die unsere Geschichte zog, tausend Wege aufmündend und verknüpfend. Ein Schimmer des Lichts liegt über dieser unsäglichsten Landschaft der Zeiten, denn schon die Ahnen gingen immer mit Fackeln in den Händen hindurch. Ganz ohne Helle ist kein Fleck, wo sie einst kamen. Aber die Abgründe links und rechts sind so tief wie die Sterne darüber hoch. Dem Dichter ist noch viel zu künden aufgetragen, und vieles ruft nach dem zengenden Wort, aus dem wie aus dem Schoß der Frau der lebendige Mensch in seiner Unvergänglichkeit hervorgeht.

Ortsnamen im Volkstumskampf

Von Heinrich Stille

Jedes Volk findet für Orte und Gegenden, die lebendig in sein Bewußtsein treten, im Laufe der Zeit Namen der eigenen Sprache. Dies ist ein natürlicher und einfacher Vorgang. So kennen wir Deutsche ein Mailand, Venedig und Florenz. Wir machten uns lächerlich, sagten wir, deutsch sprechend, nicht Rom, sondern „Roma“. Ebenso würden wir eine andere Sprachordnung verlegen, wollten wir im italienischen Gespräch deutsche Namen für Orte verwenden, die italienisch bezeichnet werden können. Man hört wohl mitunter von Reisenden, die mit ihren Erlebnissen prahlen, für Orte mit deutschen Namen fremde Bezeichnungen, und solche Eitelkeit ist dumm genug; doch wo sie sich an den Namen jener Städte befriedigt, die fern von Deutschland liegen, aber von Deutschen geschaffen und in die Geschichte gestellt worden sind, verrät die Dummheit auch Mangel an deutschem Bewußtsein. Was soll man von einem Deutschen denken, der, deutsch sprechend, für Prag „Praha“ sagt und sich bemüht, für Laibach das zungenbrecherische „Ljubljana“ zustandzubringen!

Wer nie etwas von der Schwere deutscher Volksbehaftung im Ausland spürte, weil er sich, im gesicherten Binnenraum lebend, nicht vorzustellen vermag, daß Millionen Deutsche ihres Volkstums wegen täglich Nachteile erleiden, mag erstaunt fragen, in welcher Beziehung Ortsbezeichnungen und Volksbewußtsein stehen, fragen, ob man sich an solchen Kleinigkeiten bewähren müsse, wie am Festhalten von Namen. Diesen Leuten sei — zunächst unbeeinflusst vom deutschen Behauptungskampf im Ausland — geantwortet, daß es ein Vergehen gegen die Hoheit der Muttersprache ist, deren Wortschatz zu schmälern. Durch die Sprache sehen wir die Welt und mitten im Raum unserer Sprache stehen all jene Orte, die einst durch Erlebnis und schöpferische Wortkraft der Vorfahren deutsche Benennungen erhielten. Wir geben ein Stück Weltbewußtsein auf, wenn wir die innere Verbundenheit unseres Volkes mit fremdem Land, die sich im Deutschen Ortsnamen von Geschichte erfüllt und an Vorstellungen reich äußert, zerschneiden und für das deutsche ein anderssprachiges Wort aufnehmen, das nur in der fremden Sprache lebt, in der unseren aber beziehungslos und ausgeborgt wirkt.

Ein solches sprachverpflichtendes Wissen ging jenen Deutschen nie ab, die zwischen anderen Völkern seit langer Zeit siedeln. Im Osten Europas sind zahllose Orte deutscher Gründung. Viele haben heute nur einen Bevölkerungsrest von Deutschen, aber dieser hält am volkseigenen Namen der Heimat ebenso zäh fest wie die anderen Völker an ihrer Bezeichnung. Was dem einen recht, ist dem zweiten billig. Es wäre hierüber niemals zu einem Streit gekommen, hätte sich bei gewissen Völkern im letzten Jahrhundert nicht die Neigung ausgebildet, ihre Orts- und Flurnamen anderen Völkern, über die sie Macht erhalten hatten, aufzudrängen. Bekannt ist der Kampf um die Ortsnamen im Vorkriegsungarn, der als beispielhaft für ähnliche Vorgänge in sonstigen Ländern gelten kann.

Als nach 1866 Wien zu schwach geworden war, Österreich weiterhin zentral zu regieren, und den Ungarn die Osthälfte des Reiches übergeben mußte, sah sich Budapest

bestand entgegen, oftliches Schicksal ewiger Bewahrungspflicht, das Gemut gebunden ist. Darum überwältigte mich alles, was die seltene Frau schrieb, wie ein Ruf aus der eigenen Landschaft, der mich in der besonderen, oft ungewohnten Fassung des gleichen Inhalts noch aufschlußreicher und erschütternder anfaßte. Ich kenne keine Dichterin, deren Wort und Werk so voll des Bodens ist, aus dem sie stammt, auch wenn sie nicht dessen Lieb singt.

Es ist eine atmende Erde, vom Wind überweht, ein sprechender und selbst in der Stille mit Stimmen raunender Boden, über dem sich eine ebenso bewegte wie handelnde Natur regt. In den Novellen von Agnes Miegel zeigt sich das kleinste Ding lebendig. Auch die Menschen sind in Bewegung. Was immer sie tun, man sieht es augenfällig und deutlich, als ginge es vor einem hellen unermesslichen schweigenden Hintergrund vor sich, vor dem drohenden Osten; und tatsächlich — dieser Hintergrund ist da, die gewaltige Wand der Ferne, aus der plötzlich ein Unheil in die Ordnung hereinfegen kann, alles wahllos vernichtend, dabei sich selbst aber auch schwächend, so daß nachher aus den zertretenen Fluren wieder der Deutsche aufzuerstehen vermag und mit langen Armen die Sense hochhebt.

Viel inniger wird auf dieser Erde die Geborgenheit empfunden, die ja keine Dauer haben kann, viel mütterlicher erklingt der Ton der Liebe, viel wilder und unbedenklicher tobt die Leidenschaft und abgründiger brütet das Böse. Vielleicht ist es Menschen behüteter Landschaften unvorstellbar, daß eine Frau eine solche Lebensfülle nicht bloß im Bereich der edlen und reinen Triebe zu erspüren vermag und sie beispiellos gegenwärtig darzustellen weiß, sondern auch das Düstere und Berruchte mit gleicher Kraft umfaßt, das ganze irdische Weltgetümmel, darüber die Sterne nicht vergessen sind und darunter die Hölle nicht verkannt. Im Osten gibt es eben kein gesondertes, vom Schicksal der Männer abgetrenntes Leben der Frau. Haß und Feuer versengen sie wie ihn und die Feinde vernichten sie noch ärger. Darum erscheint auch die Geschichte im Werk der Dichterin nicht als eine Beschwörung entschwundener Zeiten, sie steht in der Gegenwart als deren nur leicht beschattetes zweites Gesicht. Es ist keine Vergangenheit, wenn die Ordensritter der Agnes Miegel ins Verderben reiten, nein, in diesem Augenblick geschieht es, in der Dichtung ebenso wie in der Wirklichkeit, und darum durchbringt uns beider Wucht in dem geformten Wort der Dichterin, das dem Leben aus dem Mark geschnitten wurde.

Urhaftes Dasein, der Erde des Ostens entquollen, von der Weite verführerisch beglänzt — das ist der wahre Ackergrund der Ballade, deren Meisterin Agnes Miegel ist, der Ballade, die dort noch gelebt wird, wo sich Helle und Dunkel von der Ferne scharf abheben.

Niemals vergesse ich, wie mir in später Nachtstunde ein begeisterter Freund die Ballade „Die Nibelungen“ vorsagte, jedes Wort gleichsam aus der Taufe hehend, so daß die Sage flammenflackernd um uns trat, wie dann jählings die wunderbare Melodieverschiebung aufklang mit Volkers Lied, das die Dämonen herbeiruft, bis zuletzt der harte Abschluß fast erlösend uns in das furchtbare nahende Grauen der Vernichtung entließ.

Aber schöner noch, tiefer, unfäglich erschütternder ist der Gesang „Über der Weichsel drüben...“ mit dem gewaltigsten Bild für die östliche Landnahme durch unsere Vor-

vor die Aufgabe gestellt, einen Staat zu führen, dem ebenso viele Nichtmadjaren ange-

hörten wie Madjaren. Diese Schwierigkeit wäre zu lösen gewesen, indem man die Volks-
tumsrechte der Nichtmadjaren gesichert und geachtet hätte. Man wählte einen anderen
Weg, der im Staatszerfall von 1918 endete: man versuchte die Nichtmadjaren zu Mad-
jaren zu machen durch Entzug der volkreigenen Schulen, Theater und anderer Einrichtun-
gen, durch jene Mittel, die bis heute verschiedene Staaten ihren nationalen Minderheiten
gegenüber anwenden und die zum gesamteuropäischen Unfrieden wesentlich beitragen.
Gewiß kann niemand den Ungarn einen Vorwurf daraus machen, daß sie allen Orten
ihres Landes einen ungarischen Namen verliehen, auch jenen, für die es bis dahin einen
solchen gar nicht gegeben hatte. Der Vorgang der Wortschöpfung ist in jeder Sprache
unabgeschlossen. Es konnte Nichtmadjaren gleichgültig sein, ob Budapest Ortsnamen
erfand, solange diese im ungarischen Sprachbereich verblieben und anderen Sprachräu-
men nicht aufgedrängt wurden. Das aber war nicht der Fall! Sehr viele Orte Ungarns
hatten seit langer Zeit zwei und drei Namen; einer davon war der amtliche, wie sich dies
eben geschichtlich ergeben hatte. So trug die von Deutschen in Siebenbürgen gegründete
und zu großer Bedeutung erhobene Kronstadt auch amtlich durch sehr viele Jahrhun-
derte diese Bezeichnung, obgleich sie ungarisch „Brassó“ hieß und rumänisch „Brasov“.
Ehe die Ortsnamen in den Volkstumskampf einbezogen waren, fiel es gewiß keinem
Stadtreiter von Kronstadt ein, die Übernahme eines an den deutschen Rat gerichteten
Briefes, der die Ortsbezeichnung „Brassó“ trug, abzulehnen. In den Stadtarchiven
Ungarns gibt es manche Chronik, die den Ort verschieden benennt, je nach der Sprache,
in der sie abgefaßt ist. Achtung vor fremder Sprache und damit ein gut Teil gegenseitiger
Völkerrachtung waren in früheren Zeiten selbstverständlich gewesen. Nun befahl das
bekannte Ortsnamengesetz, daß der amtliche Name jedes Ortes der ungarische sein
müsse. Vergebens wehrten sich besonders die Deutschen Siebenbürgens dagegen.

Nach dem Weltkrieg schien es in manchen Ländern, als habe sich das Volkstumsrecht
siegreich durchgesetzt. Gemischtvölkische Städte fertigten ihre Schriften und Verordnun-
gen je nach der Sprache der davon berührten Bürger aus und siegelten sie mit einem
Stempel, der jener Sprache gemäß war. Die merkwürdige Bemühung, aus nationalen
Gründen fremde Wörter anderen Sprachen aufzudrängen, schien in ihrer Absonderlich-
keit erkannt und abgetan. Bald aber lebte sie in einer Reihe von Staaten wieder auf
und nahm Ausmaße an wie nie zuvor. Sie steht im Zusammenhang mit der Ausschalt-
ung der Minderheitensprache aus Schulen und Amtsstuben, aus dem Verkehr mit den
Behörden, mit der Verdrängung der Firmenschilder, die nicht in der „Staatsprache“
abgefaßt sind, ja mit dem Verbot, Toten einen Leichenstein zu setzen, der eine deutsche
Inscription trägt.

Aber dreißig Millionen Menschen, die in Europa als „nationale Minderheit“ leben,
wurden in verschiedenem Grade von solchen Maßnahmen betroffen, was der gemeinsamen
europäischen Kultur wenig förderlich ist, an der die „Minderheiten“ in etlichen Fällen
unvergleichlich mehr Anteil haben als manche „Mehrheiten“. Zur Rettung des Ernteils
und der Weltbedeutung der weißen Rasse wird einmal eine allgemeine wirkliche Sicherung
der Rechte bodenständiger Volksgruppen erfolgen müssen. Solange dies nicht geschieht,
ist es begreiflich, daß in gemischtvölkischen Gebieten das eigensprachliche, heute bedrohte

Rede auf den Ortsnamen mit starker nationaler Betonung verbunden ist, denn auch

dieses Ziel ist für alle „Minderheiten“ mehr als eine Außerlichkeit; die ganze Liebe zur Heimat weiß sich dafür aufgerufen; der Ortsname gleicht der Fahne, der man treu ist wie den Ahnen, dem Blut und der Sprache. Und gerade das Festhalten am spracheigenen Ortsnamen kann häufig als Maßstab der Volksbewährung gelten.

In einem baltischen Kleinstaat stellt die Post keinen Brief mit deutschen Orts- oder Gassenbezeichnungen zu, — welche tägliche Beeinträchtigung der heimatlichen Gefühle der dort seit dreivierteltausend Jahren lebenden Deutschen! Man wende nicht ein, wie dies mitunter geschieht, einen amtlichen Namen müsse es eben geben; es sei eine Erschwerung, mehrere Bezeichnungen zu verwenden; die Beamten könnten sie nicht im Kopf behalten. Der Einwand ist falsch! In einigen siebenbürgischen Städten gab es lange Zeit hindurch drei Namen für jede Gasse und dreisprachige Straßenschilder; im Stadtrat, wo Vertreter von drei Völkern saßen, benützte jeder seine Sprache und nahm die anderssprachige Antwort entgegen; dreisprachig wurde protokolliert — und es ging ausgezeichnet, so merkwürdig dies Leuten erscheinen mag, die nicht in gemischtvölkischem Gebiet aufwuchsen, wo jedermann alle örtlichen Sprachen soweit beherrscht, daß er zumindest versteht, was der Sprachnachbar sagt. Wo der Geist der Achtung vor anderem Volkstum herrscht, gibt es keine Verständigungsschwierigkeiten.

Im Programm aller Volksgruppenführer Europas steht obenan die Forderung auf freien Gebrauch der Muttersprache überall und vor jedermann und damit auf öffentliche Achtung der spracheigenen Ortsnamen. Manche Staaten, die dieser Forderung aus verfassungsrechtlichen Gründen nicht offen entgegenreten können, versuchten ihre Durchführung auf besondere Art zu verhindern. So kommen Briefe mit anderen als den staatssprachlichen Aufschriften oft nicht an. Zahllose Angehörige nationaler Minderheiten nehmen dies in Kauf und schreiben weiter in ihrer Sprache. Es gab verfassungsmäßig sehr demokratische Länder in Osteuropa, die seit Jahren Pressezensur hatten. Die Zensur versuchte, da sie ja vor Erscheinen jedes Blattes ihre Zustimmung erteilen mußte, dies davon abhängig zu machen, daß kein Ort und keine Gasse in einer anderen als der Staatssprache benannt wurde. Viele deutsche Zeitungen solcher Länder ließen sich Tag für Tag vom Zensurstift die deutschen Bezeichnungen wegstreichen, erschienen lieber mit weißen Flecken, als jemals das Recht auf die eigene Sprache zu opfern, und ihre Leser nahmen es ohne Klage hin, daß sie oft nicht wußten, von welchem Ort im Blatte die Rede war. Monatelang dauerten solche Kämpfe zwischen Zensor und Zeitung. Oft versuchten die Blätter Orte, deren Namen sie nicht erwähnen konnten und die sie aus wichtigen Gründen den Lesern mitteilen mußten, durch Umschreibung zu kennzeichnen. Das wurde zum Beispiel so gemacht: „In der Gemeinde mit der bekannt schönen, zweitürmigen Kirche nicht weit von unserer Heimatstadt“ — und die Leser waren im Bilde.

Besuchte nun ein harmloser Reichsdeutscher diese Auslandsdeutschen und benannte er Orte, in denen solche Kämpfe vor sich gingen, nicht mit dem deutschen Ausdruck, so mag er überrascht gewesen sein von der Ablehnung, auf die er traf. Es gab reichsdeutsche Firmen, die auslandsdeutschen Kaufleuten französische Werbeschriften schickten, wohl weil sie gelesen, daß jenes Land ein Bündnis mit Frankreich hatte, was in ihnen die Vorstellung erweckt haben mochte, es werde dort nun auch französisch gesprochen. Die auslandsdeuts-

sehen Kanfente waren die Ensemble in der Papierkorb; manche aber schreiben mit

Rotstift quer über die Drucksachen den bekannten Spruch aus „Göb von Berlichingen“ und beglückten damit den Absender. Sie erhielten fortan deutsche Werbeschriften.

Man wird nun begreifen, wie schmerzhaft es Auslanddeutsche berührt, wenn jemand kein Gefühl dafür hat, daß Namen Zeichen und Siegel sind. Ganz unfassbar dünkt es sie, wenn sie in deutschen Zeitungen mitunter Aufsätze nichtdeutscher Autoren finden, die Orte deutscher Bezeichnung undeutsch benennen, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß der Verfasser den deutschen Namen nicht kennt, oft aber darauf, daß er als Angehöriger eines Volkes, das „nationalen Minderheiten“ das Ortsnamenrecht schmälert, diesem Streben selbst im reichsdeutschen Bereich nachgibt. Seine Absicht kann auch den Zweck haben, durch Verschweigen des deutschen Namens die Erinnerung daran zu vermeiden, daß jener Ort Deutschen Heimat ist und vielleicht deutscher Leistung Entstehen, Geschichte und Bedeutung verdankt. Dies heißt aber, daß selbst im Bereich der Deutschen deren Wissen um den geistigen Raum ihres Volkes zugunsten eines fremden beeengt werden soll. Das könnte nicht geschehen, sofern die Schriftleiter die deutschen Ortsnamen im Ausland achteten wie es nötig wäre. Wenn eine deutsch-schweizerische, auch in Deutschland verkaufte europäische Autokarte kein Prag kennt, sondern nur ein „Praha“, und nicht einen der vielen hundert deutschen und deutschbenennbaren Orte außerhalb des Reiches deutsch bezeichnet, so kann Unwissenheit nicht mehr zur Erklärung herhalten. Jeder Angehörige eines osteuropäischen Volkes würde, falls in seinem Lande dies geschähe, dafür sorgen, daß die Karte keinen Käufer fände. In dieser Karte wurden selbst die sudetendeutschen Städte, auf deren Bahnhöfen der deutsche Name auch schon vor dem Herbst 1938 zu lesen war, tschechisch benannt! Dreiundeinhalb Millionen Deutsche, unsägliche Leistungen, unsägliche Volksnot, dreiundeinhalb Millionen pochende Herzen wurden da vergessen, als lebten sie nicht.

Das Ziel, das mit der Ausmerzungen der eigensprachlichen Orts- und Flurbezeichnungen erreicht werden soll, ist dies: vergessen zu machen, wo Deutsche leben! Ein Deutscher, der statt Florenz „Firenze“ sagt, mag uns bloß lächerlich erscheinen; aber wenn er deutsch sprechend Preßburg, wo Tausende von Deutschen an ihrem Volkstum zäh festhalten, „Bratislava“ heißt, verdient es eine schärfere Beurteilung, denn er hilft mit, daß deutsche Menschen, deutsche Geschichte und Leistung aus der Erinnerung gelöscht werden, so wie gewisse Staaten mit allen Mitteln sogar versuchten, die Familiennamen der Auslandsdeutschen zu „nationalisieren“, in fremde Sprachen zu übersetzen, damit die letzte Spur davon getilgt werde, daß zu ihren Bürgern Deutsche zählen, aus deren Kraft sie unendlich viel Nutzen ziehen. Die Auslandsdeutschen wehren sich zäh. Der Einsatz für die eigenen Ortsnamen aber ist nicht nur ihre Sache. Er geht alle an, die der gleichen Sprache sind.

Die Ordnungsaufgabe, die das deutsche Volk mit der Schaffung des Ersten Reiches für das Abendland übernommen hatte, stellte es in alle geistigen und politischen Bewegungen des letzten Jahrtausends so tief hinein, daß kein geschichtliches Ereignis in Europa ablaufen konnte, ohne sich auf die Mitte des Erdteils und damit auf die Deutschen auszuwirken. Dies ist oft beklagt worden, aber wenn auch manche tragischen Folgen daraus für unser Volk erwuchsen, die machtvollen Handlungen, die unvergänglichen Leistungen und der Ruhm der Ahnen wären ohne eine solche verantwortungsbeladene Bindung an das abendländische Geschick unmöglich gewesen. Völker ohne schöpferischen Anspruch mögen sich mitunter aus den Handeln der Zeit fernhalten können, aber den Preis zahlen sie dafür meist mit dem Absinken in noch größere Bedeutungslosigkeit.

Die räumliche Grundlage, auf der das deutsche Volk fußte, als es nach der Völkerwanderungszeit die Lose Europas zu bestimmen begann, war schmal. Im Norden, Westen und Süden konnte es sich nur reichhaft, aber nicht siedlungsmäßig auswirken; so suchte es seinen Einfluß auf Italien zu erstrecken, eine kulturell gewinnbringende, freilich tragische und schwere Aufgabe, die durch viele Jahrhunderte, ja bis ins letzte hinein, nicht verleugnet werden durfte, ehe die Italiener wieder zur einheitlichen Selbstregierung fähig geworden waren und selbst die Gefahr kannten, daß anstatt der deutschen die französische Macht ihr Land besetzte und dann von dort die Erdteilmitte ebenso gefährlich wie von Westen bedroht hätte. Mußte also das deutsche Volk politisch in den Süden ausgreifen, seinen Siedlungsraum vermochte es doch hier nicht zu vergrößern. Es wäre bei einem solchen Versuch, gleichwie im Westen und Norden, auf jenen verwurzelte Völker von abendländischer Leistungsfähigkeit gestoßen.

Alle Kämpfe mit diesen Nachbarn blieben daher Machtkämpfe. Wenn sich dabei auch kleine Verschiebungen des Volksbodens ergaben, so bildeten sie den eigentlichen Sinn der Auseinandersetzungen doch nicht. Hätte er sich wirklich darin verdichtet, wären die schöpferischen Völker Europas wohl nie zur wichtigsten, ihnen gemeinsam übertragenen Leistung reif geworden, den Erdball dem weißen Menschtum zu gewinnen.

Nur der Osten bot dem deutschen Volksboden eine Ausdehnungsmöglichkeit, und diese wahrzunehmen, wurde auch im Einklang mit der gesamteuropäischen Weltaufgabe zur Pflicht. Weit und endlos flutet er aus dem asiatischen Erdteil heran und bildete von je das Aufmarschgelände der vernichtendsten Gefahren für das Abendland, dessen Grenze der Ostsaum des deutschen Volksbodens war. Je weiter sich dieser hinauschoß, um so weiter rückte die Gefährdung des Erdteils.

Die östliche Gefahr gleicht nicht jener, die jedes große europäische Volk sonst von seinen Nachbarn erwarten konnte. Im Westen veränderten sich in Kriegen die Machtgebiete, wodurch kein Volk vernichtet wurde; vor allem die europäische Kultur erlitt dadurch keine nennenswerte Wunde. Im Osten aber ging es um die Vernichtung des Abendlandes. Hätte nur einer der Anstürme der Mongolen, der Ungarn, die ungestaltete Wut der Polen oder der Türken das deutsche Volk überrannt und wehrlos gemacht, so wäre von der Welt-

bedeutung der Franzosen und Engländer wenig übrig geblieben. Es gehört zur Tragik der Deutschen, daß sie bei der Aufteilung der Erde vornehmlich deshalb zu kurz kommen mußten, weil sie, die ständig an jeder Grenze zu kämpfen hatten, im Osten überdies noch die gefährlichste Front hielten, hinter der die anderen ihre Ausfahrt vollziehen konnten. Gewiß hätte das deutsche Volk diese Aufgabe leichter bewältigt und sich daneben einen angemessenen Teil an der Weltbeute der Weißen zu erringen vermocht, wenn es jederzeit einig gewesen wäre. Aber gerade seine Versetzung in alle Auseinandersetzungen, auch in die geistigen, störte den Volks- und Reichszusammenhalt, förderte die Eigensucht der Teilstaaten und lähmte die gemeinsame Kraft. Waren die Bündnisse der Franzosen mit den Türken ein Verrat an Europa, so gab es auch deutsche Fürsten, die ihnen nicht nachstanden und ein patriotisches Gefühl bei ihren Untertanen pflegten, das sich keineswegs auf das Deutsche schlechtthin bezog. Die Verengung wirkte sich sogar noch auf jene idealistischen Vaterlandsfreunde um 1848 aus, die, zwar wieder deutschführend und die Kleinstaaterie hassend, von der ordnenden Reichsaufgabe im Osten doch nichts mehr wußten und es für ihre Pflicht hielten, in das von ihnen ersehnte, allerdings nicht verwirklichte Reich Millionen von Deutschen nur deshalb nicht einzubeziehen, weil diese in Österreich Gebiete beherrschten, die zwar deutsch durchsiedelt waren, aber auch große fremde Volksteile umfaßten. Man traute sich nicht mehr zu, andere Völker zu regieren.

Bismarck, der dann das kleindeutsche Reich wirklich schuf, das wir heute als Übergang zur großdeutschen Erfüllung der Gegenwart begreifen, konnte aus den Gegebenheiten seiner Zeit keine andere Lösung erstreben, die ihm, dem Genialen, durch die noch recht lebendigen kleinstaatlichen Selbständigkeitswünsche nicht eben leicht gemacht wurde. Mit seiner Tat aber hatte er die Umkehr zum gesamtdeutschen Bewußtsein eingeleitet, obgleich auch das zweite Reich den reinstaatlischen Geist weiter nährte. Ja, damals erst vollzog sich trotz der auch innerlich fortschreitenden Überwindung der Kleinstaaterie der tiefste Niedergang des volksbezogenen Denkens. Vom Osten wußten die Binnendeutschen außerhalb Österreichs wenig. Die meisten hatten nichts von den Millionen Deutschen jenes Raumes gehört und ahnten nicht, daß kein Bürgerbrief, sondern Zeugung, Blut und Sprache Völker schaffen. Nie erlitt das Deutschtum im östlichen Volkstumekampf größere Verluste als in den Jahrzehnten, da das kleindeutsche Reich stark genug war zu helfen und es nicht tat.

Dennoch brach die Volkstumsofront im Osten nicht zusammen, denn die dort lebenden Deutschen hielten sie, vom Mutterland vergessen, unter ansäglichem Verlusten. Um diese Verwahrung zu begreifen, muß ein Blick auf die deutschen Wanderungen in den Osten geworfen werden, die vor einem Jahrtausend begannen. Ihre Formen sind sehr mannigfaltig, denn es handelte sich ja oft nicht um bewußte Aktionen deutscher Stellen, sondern um ein Hineindrängen des Volkes selbst in den drohenden Raum.

Stets ging es um zweierlei, um die Hinausschiebung des Volksbodens, wodurch die Ostgefahren äußerlich weiter hinausgedrückt wurden, zweitens um die geistige Erziehung und kulturelle Gewinnung des Ostens, dessen Unruhe auf solche Weise innerlich gebändigt werden konnte.

Großlandstriche Jansschs der Saale, bis zu der die Slawen schon vorgedrungen waren, wurden erobert, eingedoltsch und dem Binnennamen zugeschlagen. Das erfolgte in

Preußen und war schon vorher mit der Schaffung der Ostmark geschehen. Der deutsche Volksboden hatte damit eine wesentliche Verbreiterung erfahren. Vor seinen neuen Grenzen aber dehnte sich immer noch die Weite des Ostens, und auch dorthin strömten nun deutsche Siedler, Kaufleute und Städtebauer. Sie blieben nicht in Tuchfühlung mit den Siedlungen des Binnenraumes, sie zogen Hunderte, ja Tausende von Kilometern hinaus, mitten in die fremden Landschaften, legten Inseln deutschen Lebens an, bewehrten und verteidigten sie. Meist kamen sie von östlichen Fürsten als Lehrmeister gerufen, im eigenen Recht gesichert. Aus ihrer Hand entstanden zwischen der Ostsee und den Südkarpaten fast alle Städte, die Burgen, die wehrhaften Dörfer, an denen sich, als an den Vorposten Europas, die ersten Oststürme der Mongolen, Türken und Tartaren brachen, lang ehe diese den geschlossenen deutschen Volksboden erreichten. Unerhörte Kriegsbewährung zeichnete manche solcher Siedlungsgebiete aus, wie zum Beispiel das siebenbürgische Freitum, wo in jedem deutschen Dorf Burgen oder befestigte Kirchen entstanden.

Es erscheint uns, als hätte in jener Frühzeit des kulturell brachen Ostens dessen Boden selbst nach den Deutschen geschrien, damit sie ihn aus der Gestaltlosigkeit erlösten. Darum wurden Freiheit, Gebietsheerrschaft, Stadtmacht, Handelsgerechtsame und jede Art geistiger Entwicklungsmöglichkeit den Siedlern gern eingeräumt. Selbst die Bauern drückte keine Fron. Und da den leistungsfähigen Einwanderern Lust und Acker zur ungehemmten Arbeit gegeben wurden, aus der freiwilligen Einsicht der Ostfürsten, bewährten sie sich auch und hoben einen halben Erdteil aus dem Abgrund der Barbarei. Dies ging nicht kampflos vor sich, nicht ohne Reid und Gier der Umwohnenden, nicht ohne Blut, Schrecken und schauerliche Aufstände der Leistungsschwächeren, denn immer werden sich in Gebieten, wo das wertreiche Volk inselhaft lebt und die schöpferischen Kräfte noch unerwachter Völker zu wecken beginnt, die Dämonen von Zeit zu Zeit regen, um das Chaos zurückzuerobern. Dies gilt bis zum heutigen Tag.

Der Kampf um die geistige Gewinnung des Ostens für den europäischen Geist, der hier nur der deutsche sein konnte, weil sich der kühnen Aufgabe allein Deutsche unterzogen, prägt sich in der Verbreitung ihrer Sprache klar aus.

Mochte das Latein des Mittelalters in ganz Europa eine wichtige Rolle in den Wissenschaften spielen, in manchen Gegenden besonders Ungarns auch in der Verwaltung, so war es doch eine Sprache der Gebildeten und des internationalen Verkehrs, wie Jahrhunderte später das Französische die Höfe und Salons eroberte. Doch beide drangen nicht in die eigentlichen Befruchtungsfelder ein, auf denen sich die deutsche Kulturarbeit im Volkstum der östlichen Länder auswirkte. Zuerst kamen ja nicht die deutschen Lateinlehrer und Humanisten, es kamen die Bauern, Städtegründer, Kauf- und Gewerbeleute, und die sprachen alle genau so wie die Fähnleinführer und Amtsleute deutsch.

Ihre Arbeit war in jenen weiten Gebieten eine Besämunng des ganzen Lebens; sie rodeten Acker, fügten Bauten, trieb Handel, schuf Werkstätten und Festungen. Solche Leistungsvielfalt quillt nur aus dem warmen Grund der Muttersprache.

Es gibt kaum eine Stadt im Osten bis ins Russische hinein, in der die ältesten Stadturkunden nicht deutsch wären. In zahllosen Orten, die durch fremdes Volkstum später

überflutet worden sind in denen kein Deutscher mehr lebt, ja die infolge dessen ihre kulturelle Gestalt wieder verloren haben, verbinden solche Bauten, die dem Zufall

troigten, meist auf dem Marktplatz, Geist und Volkstum der Gründer. Die herrlichen gotischen Formen sprechen es deutlich aus und die alten Stadtkarten geben die Bestätigung dazu. Sollten die Pergamente aber lateinisch verfaßt sein, so verrät der deutsche Namen der Bürgermeister und Ratsherren in der Unterschrift, wer das Gemeinwesen aus der Wildnis stampfte. An weitbekannte Städte, wie Krakau, deren Bedeutung mit den Deutschen erst zu strahlen begann, oder gar an die Orte, die heute noch eine starke deutsche Bevölkerung aufweisen, braucht nicht erinnert zu werden. Aber neben ihnen sind viele Hunderte von Gemeinden, die längst kaum eine Spur davon aufweisen, einst von Deutschen geschaffen oder aus der Belanglosigkeit gehoben worden. Um nur ein Beispiel zu nennen: die während der Septemberkämpfe in Polen erwähnte Stadt Neu-Sandetz mit ihren 30.000 Einwohnern, unter denen sich dreihundert Deutsche befinden, hatte noch 1470 einen deutschen Rat, die Nachbarstadt Alt-Sandetz schon 1273 deutsches Recht. Ähnliche Feststellungen ließen sich bei ungezählten Städten und Dörfern in Kurland, Livland, Westrußland, Polen, in Ungarn und in der Slowakei machen.

Aber all diese Länder zog sich im Mittelalter inmitten deutscher Dörfer ein dichtes Netz deutscher Städte, die nach deutschem Recht lebten und richteten, Kirchen bauten und Schulen. Die deutsche Sprache verband sie miteinander, begleitete den Handel und erfüllte die Werkstätten. In den Kontoren von Warschau wurde sie ebenso gesprochen wie in Riga, Hermannstadt oder in Ofen. Daß die Muttersprache der Ostjuden noch heute ein verballhorntes Deutsch ist, beweist, welche Sprache damals die wirklich grenzüberschreitende, überall verstandene war.

Freilich dort, wo die Deutschen volksfremde Zuwanderung in die Siedlungen ohne Einschränkung erlaubten — und dies geschah keineswegs selten —, versank ihre Sprache und ihr nationales Bewußtsein allmählich in der Übermacht. Nur ihr Blut kreist weiter in den Adern der anderen. Durch solche deutsche und slawische Blutmischungen verloren die Ungarn, die sich nach ihren im Reich erlittenen Niederlagen zur Sesshaftigkeit bekehrten und als einziges asiatisches Reitervolk durch Anschluß an die abendländische Lebensform in Mitteleuropa zu erhalten vermochten, ihre mongolischen Massenerkmale außer der Sprache fast gänzlich und gelten jetzt mit Recht als ein europäisches, der Kultur nach aus deutschem Quellgrund genährtes Volk.

Wo sich größere Siedlungsgebiete das Recht zur Selbstverwaltung zu erringen wußten, wie zum Beispiel im Baltland, in der Zips, in Siebenbürgen, schützte sich ihr Deutschtum durch Gesetze, Macht und ein ehernes Volksbewußtsein, das bis zur Gegenwart ihren Bestand ermöglichte.

Es lag im Sinne der deutschen Aufgaben im Osten, Schulen in möglichst großer Zahl zu gründen, denn mit der Wehrhaftigkeit allein war das deutsche Leben in der Ferne noch nicht gesichert. Es mußte geistig geschützt werden. Daher finden wir das erste allgemeine Volksschulwesen der Welt, das jedes Dorf erfaßte, nicht im Reich, wir finden es im deutschen Freitum in Siebenbürgen, wo der Schulzwang 1722, hundertfünfzig Jahre vor England und Frankreich eingeführt wurde. Schon 1319 stand die Domschule in Reval und 1430 beriefen sich die Bauern in Groß-Schenk bei Hermannstadt

gar einen Rektor aus Regensburg, ein Beweis dafür, wie eng der unmittelbare geistige Verkehr zwischen dem Reich und seinen fernsten Siedlungen war, der in der Reformations-

zeit noch inniger wurde. Alle wichtigeren Städte hatten bedeutende, zum Teil berühmte Erziehungsstätten, die oft den Rang einer hohen Schule erreichten. Prag, das als Hauptstadt eines Kurfürstentums nicht zum Osten zu rechnen ist, besaß, am Rande des deutschen Volksbodens gelegen, die erste deutsche Universität, die im gleichen Sinne in den Osten hinauswirkte wie die Schulen in Kronstadt, Krakau oder Dorpat. Auch die fremden Fürsten unterstützten gern solche Anstalten. Selbst in der Moldau, wo manche später überfremdete Stadt von den siebenbürger Deutschen errichtet wurde, unterhielt ein rumänischer Fürst in Kotnar eine Lateinschule, an der Melanchthons Schwiegersohn Kaspar Peucer unterrichtete. Kein Wunder, daß diese Lehrstätten deutsche Art und Sprache besonders nachhaltig verbreiteten.

Oft hatten die östlichen Fürsten deutsche Generale oder Truppen, oft eine deutsche Frau, die höhere Gesittung mit sich brachte und ein Gefolge aus der Heimat. Die Prinzen gingen meist für einige Zeit zum Besuch ins Reich, ebenso die führenden Männer. Mit ihren landschaftlichen Sprachen hätten sie sich außerhalb ihrer Herkunftsgebiete nicht bewegen können. So wurde ihnen die deutsche ein Führer, die von der gebildeten Welt im ganzen Osten beherrscht oder wenigstens verstanden wurde, wenn sie nicht gar bei Hof Verwendung fand. Am polnischen Hof wurde im 16. Jahrhundert sonntags deutsch gepredigt. Selbst seine Abdankungsurkunde ließ König Kasimir 1618 in dieser Sprache abfassen.

Aus dem Deutsch der Handelsleute, Handwerker, Landsknechte und Bauern drangen zahllose Lehnwörter in alle Ostsprachen ein, besonders solche, die einen Gegenstand bezeichnen, der erst durch die Deutschen bekannt wurde. So heißt der Pflug im Rumänischen plug, der Pflüger plugar, der Maurer im Polnischen murarz, das Meisterstück majstarstżył, der Wochenlohn wochlon, der Bäcker im Ungarischen pék, die Schraube sróf, im Rumänischen surub.

Auch die ersten Druckereien des Ostens wurden von Deutschen errichtet, nicht viel später als im Reich. Von ihnen ging eine neue Welle des Kultur- und Spracheinflusses aus, der ungeheuere Bedeutung gewann, denn nun konnten sich deutsche Humanisten, meist von religiösen Beweggründen geführt, noch eindringlicher als früher an die anderen Völker wenden. Sie taten dies sogar in deren Sprache und schufen damit einigen von ihnen die Schrift, woraus sich später das allmähliche nationale Erwachen des Ostens ergeben mußte. Die Reformation griff auf die Völker im Baltikum, in Ungarn, Böhmen und Siebenbürgen über. Für lange Zeit schöpften auch die nichtdeutschen evangelischen Pfarrer, die sich schon kraft ihrer Glaubensentscheidung dem deutschen Kulturkreis verbunden fühlten, unmittelbar aus den Druckwerken Luthers und anderer Reformatoren und gaben deren Geist weiter.

Als vollends nach der Vertreibung der Türken die verwüsteten Provinzen und Länder des Südostens der kaiserlichen Macht unterstellt wurden, schien die Gelegenheit nicht bloß für eine neue Auswanderung gekommen, sondern auch dafür, den geschlossenen deutschen Volksboden in diese menschenarmen Weiten vorrücken zu lassen. Die Einwanderung begann, die letzte große sendungshafte, die von der Wiener Hofburg geleitet unter weit günstigeren Bedingnisaen für die Siedler ablief als frühere. Wäre damals das Reich

*einig gewesen, so hätte es die Schwierigkeiten erkannt,
die sich ihm hier boten, das Reich*

hätte sich um mehr als tausend Kilometer in den Osten ausdehnen können, das deutsche Volk damit eine weltgeschichtliche Rolle sondergleichen übernommen und die heutige Raumknappheit nicht erdulden müssen. Aber das Reich war innerlich brüchig. Zwischen Wien und Berlin begann der langandauernde Kampf um die Vormacht. Wohl wanderten viele Deutsche in die verwüsteten Gebiete und brachten sie bald zum Blühen; die Nachfahren der Siedler zählen heute Millionen in der Batschka, im Banat, um Ofen und in der schwäbischen Türkei; aber der geschlossene deutsche Volksboden wurde mit diesen Gebieten nicht verbunden, der siebenbürgische nicht erreicht.

Dennoch sind die Früchte jenes Vorstoßes reich. Die Staatsführung über dem ganzen Südosten war nun, obschon nicht ohne provinzielle Zwischenschaltungen, unter der kaiserlichen Standarte dem Reichsschicksal eng verbunden. Oben im Polnischen mochte manche der im Mittelalter noch deutschen Städte überfremdet worden sein, im Baltensland die Souveränität der Ritterschaften Einbußen erfahren haben, hier entstanden Tausende deutscher Dörfer, deutsche Städte, deutsche Kreise und Provinzen.

Dies alles geschah in einer Zeit, als französischer Geist die deutschen Höfe beeinflusste, als die Vornehmen nach Pariser Art lebten und sprachen. Im Südosten aber bestimmte der kaiserliche Beamte und Soldat, hier wurde deutsch gesprochen und verwaltet, Generation um Generation, angefangen von den Tagen des Prinzen Eugen bis tief ins 19. Jahrhundert hinein.

Auch die Teilung Polens wirkte sich auf die deutsche Ostwanderung günstig aus; nach Galizien und in die Bukowina zog die Hofburg Siedler, in Westpreußen aber, das Friedrich der Zweite erworben hatte, glückte seinem Genie eine beispielhafte Kolonisation, die auf begrenzterem Raum als die kaiserliche und in unmittelbarem Anschluß an den geschlossenen deutschen Volksboden diesen selbst auszuweiten vermochte. Trotz ihrer überragenden Bedeutung sollen die Siedlungsmaßnahmen des 18. Jahrhunderts, die letzten großen, nicht zur Annahme verleiten, als ob damit die Ostwanderung beendet gewesen wäre. Ebenso wie sie seit Karl dem Großen bis zu Josef dem Zweiten ununterbrochen, obschon in wechselnder Stärke, gedauert hatte und heute, wo uns kleindeutsche Gesichtspunkte nicht mehr den Blick trüben, nur als eine einzige zusammengehörige, gewaltig vom Baltischen Meer bis zu den Südkarpaten sich erstreckende Erscheinung unserer Geschichte und unseres Volkslebens betrachtet werden darf, blieb sie auch nachher im Gange, wenngleich ihr große Kolonisationen nicht mehr Vorschub leisteten. Die staatlichen Siedlungsversuche des 19. Jahrhunderts in Preußen und Österreich sind unerheblich, wohl aber drängt das Volk selbst einzeln und verzettelt immer noch, sogar heute, in den Osten hinaus, was freilich angesichts der ungeheuren Verluste in den letzten siebenzig Jahren kaum noch beachtet wird.

Welche Ausdehnung die deutsche Sprache im 18. Jahrhundert erlebte, können wir uns nur schwer vorstellen. Josef der Zweite, der 1775 in Lemberg die erste deutsche Normalchule Galiziens eröffnete, der viele andere nachfolgten, sprach es klar aus, „daß die deutsche Sprache verbreitet, das Volk dadurch mit unserer Lebensart und unseren Sitten mehr vertraut und durch einen genauern Umgang mehr verteutscht und mehr verbrüderet wird, und so das nächste Menschengeschlecht weniger roh, weniger der Trunkenheit

und dem Müßiggang ergeben, weniger bigott mit Sklave“.

im 13. Jahrhundert in Kiew und an anderen Orten besonders durch die Hanse gegründet worden waren.

Unter der österreichischen Herrschaft steigerte sich das deutsche Leben und mit ihm die Bedeutung unserer Sprache im Südosten bis über die Hälfte des 19. Jahrhunderts ohne Rückschlag. Wenn in Binnendeutschland die politischen Folgerungen daraus nicht gezogen wurden, so nahm man es doch als selbstverständlich hin, daß dieser Teil Europas innerhalb des deutschen Lebensraumes lag und daß bis Bukarest, bis tief in den Balkan die beginnende Industrialisierung hauptsächlich durch Deutsche erfolgte. Deutsche Prinzen bestiegen die Throne von Rumänien, Griechenland, Bulgarien; die verwandtschaftlichen Beziehungen aller östlichen Höfe, selbst des russischen, mit Deutschland förderten dessen Kulturausstrahlung. So war die Führung deutschen Geistes und deutscher Sprache über den Osten fast vollkommen und ersetzte auch die Reste jener, bloß auf kleine Kreise begrenzt gewesen italienischen und französischen Einflüsse, die in der Barockzeit in künstlerischer Hinsicht Eingang gefunden hatten.

In die gleichen Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts fiel allerdings das nationale Erwachen der Ostvölker, das ohne das Vorbild und die Romantik der Deutschen, die auch hier das landschaftliche Brauchtum und Liebesgut entzückt entdeckten, kaum so heftige Fortschritte gemacht hätte. Die Ungarn und Polen wurden davon zuerst ergriffen. Wahrscheinlich wäre es, wenn die Wiener Macht keine Schwächung von außen erlitten hätte, gelungen, die berechtigten Selbstverwaltungswünsche der kleinen Völker und ihre kulturellen Bestrebungen in Einklang zu halten mit den gesamtstaatlichen Notwendigkeiten und damit auch die deutsche Führung zu sichern. Aber der Machtkampf zwischen Berlin und Wien war noch nicht beendet; als Österreich 1866 seinen Rückhalt in Süddeutschland verlor, woher es bisher immer Zufluß von Begabungen und Hilfskräften gezogen hatte, mußte es, da die Gesamtzahl seiner Deutschen kaum ein Viertel der Staatsbevölkerung ausmachte, den Ungarn die östliche Staatshälfte zur selbständigen Regierung überlassen; aus Österreich wurde Österreich-Ungarn.

Damit begann für die zwei Millionen Deutschen der Osthälfte die nationale Bedrückung. Mehr als tausend deutsche Schulen, alle deutschen Theater bis auf eins, das deutsche Freitum in Siebenbürgen, die deutschen Stadtverwaltungen mit geringen Ausnahmen fielen bald der Madjarisierung zum Opfer. Der deutsche Volksfriedhof Ungarns füllte sich Jahr um Jahr bis in die Gegenwart hinein. Lediglich die Siebenbürger Sachsen konnten, wenn nicht ihre Autonomie, so doch ihre deutsche Kultur retten und ihr uraltes Schulwesen.

Nach kurzem erhoben auch die Tschechen und Polen in den von ihnen stark bewohnten österreichischen Ländern immer weitergreifende Forderungen — was den Ungarn recht war, erschien ihnen billig. Die Lemberger Universität wurde polnisch; die deutschen Schulen verringerten sich. In Rußland setzte die gleiche Entwicklung ebenfalls ein, die Balten mußten schwer und verlustreich dagegen kämpfen.

Überall war der Osten zum Angriff gegen das Deutschtum aufgestanden, das durch die Gaben seiner Kultur das nationale Bewußtsein der andern erst geweckt, aber nie-

mal versucht hatte, ihr Volkstum zu zerstören. Schon früh hatten die Deutschbalten lettische und estnische Schulen gegründet, ihnen in der Muttersprache predigen lassen und es aus =

drücklich abgelehnt, sie zu entvölkern, weil es gegen Gott sei, jemand die Muttersprache zu nehmen. In der Verwaltung hatten alle Völker Österreichs ihre Sprache gebrauchen dürfen.

Der Dank bestand nun in der Umkehrung dieser Grundsätze. Schöpferisches Volkstum hinterläßt bei den von ihm erweckten Völkern leicht ein Gefühl der Zurücksetzung, das sich bei den Polen sogar in ein Empfinden der Minderwertigkeit steigerte. Die furchtbaren Ausbrüche solcher Triebe erfuhr das deutsche Volk jüngst in Bromberg, die deshalb so abgründig waren, weil sich dort das regierende Volk am unterworfenen rächte und damit seine Unfähigkeit zur Herrschaft über andere bewies. Aber auch wo solche chaotische Triebe nicht am Werke waren, wie etwa in Ungarn, verfiel das nun die Macht ausübende Volk in eine Überschätzung seiner Bedeutung und Möglichkeiten. Es entwickelte sich, unfähig, das Fremdvölkische, das hier mit Einschluß der Deutschen, Slawen und Rumänen fast die Mehrheit bildete, in seinem Rechte zu belassen und ein gerechtes Nebeneinander mit ihm herbeizuführen, zum Unterdrücker der natürlichen Volkstumsbelange.

All dies konnte nur geschehen, weil das deutsche Volk selbst die seit einem Jahrtausend ausgeübte Rolle einer unaufdringlichen und natürlichen kulturellen Führung nicht mehr zu spielen bestrebt war. Das kleindeutsche Reich begriff diese Aufgabe nicht. Wien war zu schwach dazu geworden, seitdem es aus dem deutschen Bundesraum hatte ausscheiden müssen, und nun in jene zwielichternde Stellung hineinzugleiten begann, von der die letzten Jahrzehnte seiner Herrschaft gekennzeichnet werden: ein ewiges Vermitteln, ein Paktieren mit slawischen Forderungen, mit ungarischen, mit italienischen, ein ewiges Suchen nach einem Halt und, auf einen Renner gebracht, ein häufiges Nachgeben zu Ungunsten der Deutschen.

Und dennoch — immer noch war die Zentrale vorwiegend deutsch, ihre Sprache deutsch, das große Erbe der deutschen Schöpfung, die dieser Staat darstellte, wirkte nach und ließ sich nicht in wenigen Jahren vernichten. Mochte es an allen Enden Volkstumskämpfe geben, in der Westhälfte des Landes, im eigentlichen Österreich, war durch deutsche Einsicht eine so gerechte Regelung der Volkstumsfragen erreicht worden, wie sie kein anderes Volk im Osten nach dem Weltkrieg zu schaffen willens und fähig gewesen ist. In allen Schulen des ganzen Staates, auch in den nichtdeutschen, wurde die deutsche Sprache unterrichtet. Der Deutsche selbst hatte noch im öffentlichen Leben ein auf Leistungen beruhendes, seine Zahl übersteigendes Gewicht. Dies gilt vornehmlich für die Armee, deren Offiziere zu drei Vierteln Deutsche waren. Aus den Garnisonen kehrten die Soldaten heim mit einem obschon geringen, so doch unvergeßlichen deutschen Sprachschatz. Es gab niemand, der nicht einige Brocken Deutsch verstand, keinen Gebildeten, der nicht deutsch sprechen konnte, keinen, der die verbindliche Wiener Lebensart, die sich überall durchsetzte, nicht geliebt hätte. Die politische Rolle des deutschen Volkes war durch die Gleichgültigkeit des Binnenlandes zwar furchtbar geschwächt worden, und dies in wenigen Jahrzehnten, aber seine kulturelle Bedeutung blieb, denn was war die Literatur,

*die Philosophie und Wissenschaft der Österreicher anderes
als in landschaftliche Sprachen übersehte deutsche
Schöpfungen? (Sie stark die deutsche Klammer den
Vielvölkertum noch)*

zusammenhielt, bewies der Weltkrieg, in dem die österreichische Armee vier Jahre lang ihre Pflicht tat.

Als der große Staat zusammenbrach, blieb bis zum heutigen Tage überall dort, wo seine Grenzen einst verlaufen waren, eine Kulturgrenze mitten zwischen den Völkern. Sie prägte sich unverkennbar ins Antlitz der Landschaft und zeigt an, bis wohin deutsche Herrschaft jahrhundertlang fruchtbar gereicht hatte. Es drückt sich dies in den Häusern, Äckern, Straßen, in den Menschen und in ihrer Lebensform aus.

Die Nachkriegszeit setzte nur eine Entwicklung verstärkt fort, die vordem schon begonnen hatte. Furchtbar war der Ausbruch des ungestalteten Ostens in Rußland, im Baltikum, in Polen. Millionen von Deutschen wurden von Grund und Boden vertrieben, enteignet, entrechtet. Das deutsche Volk erntete hier die Folgen seiner staatlichen Verengung in grauenhaften Garben. Die Dämonen des Ostens stehen sofort auf, wenn der Deutsche schwach wird.

Indessen, wenn nun auch neuerlich Tausende deutscher Schulen verschwanden, Kulturvereine versanken, Theater schlossen, Universitäten entdeutsch wurden, der Wechsel der Herrschaften im Osten weckte auch deutsches Volkstum aus dem nationalen Schlaf. Die deutschen Siedler der Maria Theresia und Josefs des Zweiten, die in Südungarn zwischen 1866 und 1918 alle deutschen Schulen verloren und fast ihre ganze gebildete Schicht an das Madjarentum abgegeben hatten, nun wurden sie ihres Deutschtums wieder bewußt. Die neuen Machthaber, Rumänen und Südslawen, wehrten ihnen im allgemeinen die Neuerrichtung deutscher Schulen nicht. Die deutsche Sprache, vom Bauern nie verleugnet, wurde wieder Sprache vieler deutschblütigen Städter. Hier allein im ganzen Osten hat der Weltkrieg einen deutschen Gewinn gebracht.

Zwar flohen bloß aus dem besonders hart bedrängten, früher preussischen und baltischen Raum große Massen von Deutschen ins Reich, während sich im einst österreichischen die Deutschen kaum irgendwo vertreiben ließen, aber der Verlust an Siedlungsboden ist überall ungeheuer, wohl größer als der Flächeninhalt Bayerns und Württembergs.

Damit aber sank auch die Verbreitung unserer Sprache im Osten. Vorbei sind die deutschen Garnisonen des österreichischen Heeres, vorbei die deutsche Selbstverwaltung der Balten. Deutsche Schulen gibt es viel weniger als im Jahre 1918. Der deutsche Sprachunterricht an fremden Schulen wurde beschnitten. Die deutschen Bauern und Städter erlitten manche wirtschaftliche und völkische Not, der deutsche Großgrundbesitz ist enteignet. Ach, diese Aufzählung könnte endlos fortgesetzt werden.

Eines nur ist dem deutschen Volk aus dem gebärenden Schoß der Not in den letzten zwanzig Jahren zugewachsen: der staatlich-verengte Geist des zweiten Reiches wurde abgelöst durch die Volkserneuerung und wich einem starken Gemeinbürgerschaftsgefühl aller Deutschen für einander, wo immer sie siedeln mögen. Und daraus stieg nicht nur die Macht des Reiches, sondern auch die Bedeutung des deutschen Volkes für den Osten. Weltgeschichtliche Folgerungen sind in den zwei letzten Jahren daraus gezogen worden.

Die deutsche Ostmark, die sich zum Reich durchkämpfte, drängte mit ihrer Heimkehr

das Wissen und Gewissen des ganzen Volkes erst
recht wieder in den Osten. Wie einst locken ihm die Deutschen
als ordnungsschaffende mit schöpferische Kraft gegenüber.

Die Errichtung des Protektorates in Böhmen und Mähren bewies ihre Achtung vor jedem anderen Volkstum eindeutiger und durch Taten schlagkräftiger als die Phrase von den „nationalen Minderheitenrechten“, die man zwanzig Jahre lang ableierte, während Tag für Tag Volkstum wehrlos gemacht und in manchen Gegenden gefoltert wurde. In Polen aber, wo staatliche Unfähigkeit und Überheblichkeit grausam eine ein-
jahrtausendalte europäische Arbeit zu vernichten drohte, ist der deutsche Anspruch auf Ordnung auch mit der Waffe in weniger als drei Wochen durchgesetzt worden und hat sich damit die Möglichkeit zu einer Neugestaltung dieses Raumes geschaffen, die dem Rang und der Bedeutung des deutschen Volkes entspricht und es gegenüber der polnischen Begehrlichkeit endgültig sichert. Zwei geschichtliche Wendungen — und sie verraten, daß der Geist Prinz Eugens noch lebt.

Aus der Kraft seiner Erneuerung und aus dem geistigen Erbe seiner Bewährung ist das deutsche Volk noch immer der wichtigste kulturelle Sämann für die Völker und Staaten im ganzen Osten. Die Sprache, die es spricht, ist diejenige, in der noch heute, trotz vielen Verlusten, trotz dem Versinken von Hunderttausenden seiner Angehörigen, obwohl sein geraubtes Blut in fremden Adern sich oft gegen es selbst lehrt, alle Ostvölker sprechen, wenn sie einander verstehen wollen.

Man sagt oft, der oder jener Oststaat sei nach Paris ausgerichtet, man rede dort gern französisch. Wer spricht in Wirklichkeit diese Sprache? Eine kleine Schicht von Diplomaten und deren Salon. Niemand sonst! Der Handel spricht deutsch, wenn er sich über die Staatsgrenzen erstreckt, und sehr oft auch innerhalb der Grenzen. Wer einen Schuhpußer im Osten französisch anredet, wird dessen offenen Mund betrachten können. Spricht er deutsch zu ihm, so erhält er eine vielleicht merkwürdig verstümmelte, aber immerhin eine deutsche Antwort.

Die deutsche Kulturausstrahlung drang von jeher ins Volk. Sie wird getragen und ununterbrochen genährt von den Millionen Deutschen, die nicht in Salons sitzen, sondern mitten im Osten den Pflug oder die Feder führen, Warenballen heben und Maschinen bedienen und diese auch zu bauen wissen. Kein anderes der großen europäischen Völker hat im Osten bodenverwurzelte, seit Jahrhunderten dort lebende Gruppen, nur das deutsche.

Der deutsche Einfluß strömt heute doppelt kräftig aus der großen weltanschaulichen Einheit, die alle Deutschen der Welt umschließt und die in dem immer noch jungen Osten, der ungebändigten Urtrieben manchmal allzu willfährig nachgibt, auf tieferes Verständnis stößt, als es der Westen glauben will. Schon, daß auf ein englisches Wort drei französische und zehntausend deutsche im Osten kommen, ist ein Beweis dafür, daß eine tausendjährige Kulturarbeit voll Blutopfern, Mühe und Treue, aus der dem deutschen Volk Ehre, Ruhm und Stolz gebühren, nicht vergehen kann und ihre schönsten Früchte vielleicht erst im zweiten Jahrtausend zur Reife bringt.

Heft 11/12/1939, Seite 321 — 331

Lesepult-Erinnerungen

Von Heinrich Zille

Ich lernte neulich einen Dichter kennen, der, groß, kräftig und jung, mit seiner müden Stimme doch jener Verskünstlern glich, wie sie von lavendelduftenden alten Jungfern einst sehnüchtlig geliebt wurden; ein Träumer und Leutescheuer, ein mildes Gemüt, einer von der überirdischen Welt war er, Gott hab' ihn selig. Was er mir verkündete, denn er rebete nicht, er verkündete, glitt salbenfüß und selbstüberzeugt hervor; er litt unter der Gegenwart, wußte alles besser, schätzte das Edle, doch sollte es mit Erdenstaub nicht behaftet sein; er hätte das Zeitalter aus den Angeln gehoben, wäre dies Geschäft weniger schweißtreibend gewesen; das Haupt trug er schief, obschon stolz, die Schultern hingen verzichtend und ein erhabener Kummer faltete sein Antlitz. Als er hörte, daß ich aus meinen Arbeiten gern in Vortragssälen lese, rümpfte er die Nase. Man tut so etwas nicht, dachte er, verlor aber kein Wort darüber, und ich wette, er täte es auch; bloß müßten ihm dabei sanfte Schwärmer lauschen, um mitunter vernehmbare Seufzer als seelische Ausrufungszeichen hinter seine Lambern zu setzen.

Nun soll es jeder, der dichtet, halten wie er will. Ich lese gern vor. Lieber natürlich vor offenen, bereiten Herzen als in einem Saal, den tausend Menschen füllen, die etwas anderes erwartet haben denn Verse oder eine Erzählung. Einmal erlebte ich in einer berühmten Stadt, wie sehr man Leute ärgert, wenn man ihnen Dichtungen vorsetzt, während sie eigentlich tanzen wollten. Damals schwamm die Stadt in der Unterhaltungsfut einer Festwoche. Ich hatte schon bei der Ankunft am Bahnhof ein Plakat erblickt, auf dem meine Lesung breit und farbig angekündigt wurde, und ein hiesfür Verantwortlich. erklärte mir, es würden viele Hunderte kommen. Sie kamen auch, sie strömten in einen Riesensaal, saßen dicht aneinander und benahmen sich recht erwartungslaut. An den Wänden hingen zahllose Fahnen, vor der Bühne stand in gewaltigen Kübeln eine Barrikade grüner Bäumchen und roch feierlich. Allerdings hörte man durch jede Lüre fröhliche Musik, Bierglasklirren und jubelnde Rufe, denn das Gebäude hatte noch etliche Säle, in denen zu gleicher Zeit etwas Vergnügliches geschah, wobei anscheinend niemand die Eintrittskarten überprüfte. Wie ich nun ans Pult trat und die summende Menschenmenge sich mit dem wohlvertrauten Scharren und Stühleknarren zur Ruhe entschloß, vernahm man das lustige Geräusch von draußen noch stärker und lockender. Ich bin kein Dichter lavendelduftender Jungfern, es kam mir nicht in den Sinn, die Nase zu rümpfen und entrüstet davonzuwandeln. Ich las, wenn auch nicht sehr begeistert, eher etwas wurstig, ich las eine Novelle, die sonst die Hörer sofort gepackt hatte, doch hier gähnte mir nach der ersten Zeile restlose Verblüffung entgegen. Die Stimmung eines Saales ist ja meist abhängig von den wenigen energischen Menschen, die stark miterleben oder, was ich hier erfuhr, nicht miterleben. Gewiß wußten viele der Anwesenden, daß sie in einer Dichterlesung saßen, sie glichen einem Acker, den ich pflügen sollte, sie waren aufnahmewillig, aber noch kühl. Doch die

anderen, die sich hier versammelt hatten, zünzelten die Stirne, blickten mich böse an, schüttelten den Kopf und rapfen mit Besorgnis die Entfernung von ihrem Stuhl bis zum

Ausgang; sie spitzten die Ohren nach dem Tuten und Blasen draußen, dann erhob sich einer, worauf natürlich ein Duzend emporschoß, gingen fort und ließen die Türen quietschen. Ich machte mißbilligend eine Pause, was keineswegs abschreckend wirkte; vielmehr meinten etliche, nun erstrecht verschwinden zu sollen, und eilten von hinnen je nach Temperament auf Zehenspitzen oder wie Menschen, die sich ihres Wertes bewußt sind. Noch blieben Hunderte im Saal, die, wie ich mir schmeichelte, meinetwegen gekommen waren, und ich begann auch wieder eifrig zu lesen, doch nach wenigen Sätzen öffneten sich die Türen, jetzt von außen, und es kamen Leute laut sprechend herein, stuzten, als sie mich hörten und versuchten zu fliehen. Dabei prallten sie auf die Nachdrängenden, und so ergab sich an den Ausgängen ein rauhes Geschubse, aus dem sich die Stimme eines Enttäuschten in den Worten: „Zum Teufel, ein Dichter!“ Luft machte. Der Zug ins Freie schwoll an, bis ein willensstarker Mann die Türen verspernte. Ach, wie dankbar erzeigten sich mir jetzt die Zurückgebliebenen! Wenn es draußen jubelte, sahen sie mich voll Liebe an; wenn jemand an den Klippen polterte, zischten sie und zum Schluß klatschten sie wie besessen. Ich fühlte mich nachher etwas erschöpft. In der Stadt gibt es eine gute Weinstube, dort hätte ich mich bald erholt, wären nicht zehn Duzend meiner Gönner auch dort aufgetaucht, um sich bei mir wegen der Störung der Lesung zu entschuldigen. Weder der Direktor des Stadtgymnasiums, noch der Deutschlehrer oder andere Dichtungsfachleute, die sonst nach Vorträgen für Gesellschaft sorgen, waren unter denen, die sich für ihre Mitbürger schämten, nein, es waren einfache und wohlwollende Laien, aber sie schämten sich in Massen, und das strengte mich sehr an.

Ein andermal saß ich vor einer Lesung absprungbereit in der ersten Reihe und genoß die „musikalische Umrahmung“, die erfreut, wenn sie von einem Quartett besorgt wird, und als Blasorchestergeräusche erbittert. Hier nun war alles in Ordnung, die letzten Geigentöne verklangen, schon lüftete ich mich vom Stuhl, um das Podium zu ersteigen, als ein eleganter Herr, ein gelbes Handschuhpaar in der Rechten lässig schwenkend, an mir vorbei hinter das Pult eilte und das Haupt gnädig vor den Zuhörern neigte, die ihn, wie ich bemerkte, wohl kannten, aber nicht schätzten. Er warf die Handschuhe mit spigen Fingern auf die Platte und rief, indem er auf mich zeigte: „Meine Damen und Herren, wir freuen uns von Herzen, den Altmeister der deutschen Karikatur Heinrich Zille in unserem Städtchen begrüßen zu dürfen!“ Während die Lippen der Anwesenden Reihe um Reihe staunend auseinanderklappten und ich in rasender Erheiterung den Wunsch verspürte, man möge diesen zierlichen Herrn ja nicht unterbrechen, fuhr er mit schäkern-dem Munde fort: „Der alte Herr sieht strahlend jung aus!“ Ach, da brach ein Unwetter los. Man knurrte und brummte und manche erhoben sich drohend. Erschrocken tauchte der Ungerufene sein Haupt in den Programmzettel, der vor ihm auf dem Pult lag, las einen ihm fremden Namen und rannte, die Handschuhe ergreifend, mit den verlegten hervorgestoßenen Worten: „Sehr erfreut — sehr erfreut!“ aus dem Saal.

Damals hätte Heinrich Zille, wäre er nicht schon seit zehn Jahren tot gewesen, das achtzigste Lebensjahr erreicht, und ich ging ins achtunddreißigste. Man sagte mir, der elegante Herr mache sich überall wichtig, gewiß, so sah er auch aus, doch ich hätte etwas

dahin gegeben, wäre er nicht unterbrochen worden.

Ein anderes Mißverständnis bereitete mir geringeres Vergnügen. In einer kleinen

Universitätsstadt war ich als „sudetendeutscher Dichter“ angekündigt worden. Ich wies den Veranstalter, einen Professor, darauf hin, daß ein Unterschied zwischen den Deutschen Siebenbürgens, dem ich entstamme, und denen des Sudetenlandes bestehe, wohl ein ebenso großer wie zwischen Thüringern und Tirolern. Ach, wissen Sie, antwortete er, im Osten ist's doch stets ein und dasselbe. Ich bestritt es und bemerkte, zwischen Siebenbürgen und dem Sudetengau lägen immerhin fast tausend Kilometer. Donnerwetter, rief er entsetzt aus, tausend Kilometer, ja dann allerdings, tausend Kilometer, mein Gott! Und der bloß durch Zahlen zu Erschütternde war Feuer und Flamme, das Plakat richtigzustellen. Es erwies sich als unnötig. Inzwischen hatten es Studenten, besser unterrichtet über das Volksdeutschtum, mit Tinte und Bleistift schon besorgt.

Nach Lesungen kommen mitunter merkwürdige Leute zum Dichter und wollen dies und das wissen. So fragte mich ein Heimatgenosse, der im Reich als Schlosser lebte, herablassend, vierschrötig und zugleich ehrlich bekümmert: „Na, sehr schön, Herr Landmann, das haben Sie gut gemacht. Sie werden auch alles erlebt haben, ich glaube es Ihnen, na also, sehr gut. Aber können Sie davon etwas zurücklegen? Zahlt sich das Geschäft aus? Sie müssen bei der Meiserei einen Haufen Kosten haben. Bringt die Geschichte etwas ein?“ Er rieb beziehungsweise Daumen und Zeigefinger aneinander. Ich nickte. „Na, dann geht die Sache in Ordnung!“ meinte er erleichtert, drückte mir die Hand, und niemals sah ich ihn wieder.

Als ich zum erstenmal aus meinen Arbeiten vorlas — es war in Siebenbürgen — mußte ich in den verdunkelten Saal blicken, aus dem mich maskenhafte, von meiner Tischlampe freidig beglänzte Gesichter unbeweglich und schemengleich anstarrten. Seither lasse ich den Saal hell. Ich will die Menschen sehen. Immer ergibt sich dann, während ich spreche, eine geheimnisvolle Beziehung zu einem oder mehreren der Zuhörer, die mir auffallen, meist zu Mädchen, deren Züge sich erklären können oder schön sind und wie ein Spiegel. Es kann da zu unvergeßlichen Begegnungen der Augen kommen, zu einem schweigenden Einverständnis, das in der Welt des Gelesenen verbleibend dennoch klare Wirklichkeit ist, die erlischt, wenn ich den Saal verlasse, aber weiterlebt in der verstärkten Liebe für die dauernde Wahrheit der Dichtung. Es geschieht, daß der Lesende bei solcher Anrührung alle anderen Menschen im Raum vergißt und nur für das eine beseelte Antlitz liest, das vom Lauschen still erfüllt immer etwas zu spät den Eindruck verrät, den ein Satz hinterließ, und bereit, sich dem nächsten zu erschließen, wie in einem keuschen Austausch leuchtet. In solchen Begegnungen erweist sich der Sinn der Leseabende, die vielen Menschen den Zugang öffnen sollen in den Bereich der Dichtung, ohne den ein Volk nichts wüßte von den Ahnen und von der Zukunft, wenig von der Gewalt Gottes und den Abgründen der Dämonen, von der Freude und Last der Selbstbesinnung, vom Glück der Bescheidung und vom Ruhm.

Allein, nicht jede Dichtung eignet sich zum Vorlesen. Wer zehn Seiten herrlichster Naturschilderungen vorträgt, darf sich nicht wundern, wenn die Zuhörer unruhig nach der Uhr blicken. Und der Dichter, der unfähig, sich unmittelbar an die Menschen zu wenden, an den Buchstaben seines Werkes klebt, den Kopf darüber hinführt, als wäre ihm

die Nase an die Lesern gebunden, dessen unverständliche Stimme selbst ihm kaum vernehmlich ist, erntet keinen Lorbeer mit Erfahrt nichts von der Begünstigung gegensei =

tigen Schenkens. Ein Saal voll Menschen muß in seiner Aufnahmefähigkeit begriffen werden, die bei der Auswahl der Lesestücke zu mißachten, von unfruchtbarer Selbstverspornenheit oder Überhebung des Dichters zeugt. Freilich auch die Zuhörer müssen willens und fähig sein, den Anruf zu vernehmen, und sie sind es nicht, wenn sie ohne Lust, bloß einer vermeintlichen Verpflichtung gehorchend vor dem Lesetisch sitzen. Der Kreis der Verständnisvollen ist weitaus größer, als man früher vielleicht annahm. Seitdem durch manche Stellen der Dichter als Vorleser seines Werkes mitten ins Volk geführt wird, wächst die Zahl der echten Zuhörer unaufhaltsam, wie auch, ohne Schulung und Vortragskünstelei, die Dichter heute infolge der lebendigen Wechselwirkung besser und natürlicher vorzulesen wissen als noch vor wenigen Jahren.

Wie schön ist es, in Städten zu lesen, wo seit langem Freunde der Dichtung eine Gemeinde herangezogen haben! Wie gräßlich aber sind die Wirkungen solcher Vermittler, wenn diese der Sachlichkeit entraten, die in jeder Kunst erst das wahre Erlebnis ermöglicht, und statt dessen in Empfindsamkeiten schwelgen, deren flimmernde Lüge wie eine Krankheit um sich greift und einfache Gemüter völlig überzuckern kann. Solche Literaturkreise soll man heftig enttäuschen, indem man ihnen die derbsten Späße vorliest, die man je geschrieben, indem man nachher schleunigst davoneilt, ohne mit ihnen Wein zu trinken, von dem sie ja auch nichts verstehen, denn tut man dieses nicht, wird man, wie ich einmal, von einem späten Mädchen gefragt werden: „Herr Doktor, dürfte ich mich aus literaturgeschichtlichem Interesse darnach erkundigen, in welchem Alter Sie zum erstenmal ein Mädchen geküßt haben? Ach, bitte, bitte, sagen Sie es!“ Wer weiß, ob man darauf die folgende Antwort findet: „O gern sage ich es Ihnen. Das Mädchen, ein blühendes, vollschlankes Geschöpf — es ist mir unvergeßlich — figelte mich am Bauch, tätschelte meinen nackten Pödex, es drückte mich selig an sich, und da, ja da küßte auch ich es knallend. Ich war genau ein Jahr und fünfunddreißig Tage alt.“

Lieber als Sachverständlinge, die bedeutsam auf mich zutreten und rufen: „Dieser steile Handlungsaufbau, die unerhörte Knappheit der Mittel und der harte Schluß — es ist das bedeutendste, was Sie geschrieben haben!“ sind mir die Leute, die bei einer lustigen Stelle vor Lachen zu bersten scheinen.

Da las ich einmal in einer Schule vor Mädchen des Alters, in dem sie mit der Welt nicht anders fertig werden können als durch eine pausenlose Aufeinanderfolge von Lachen, Weinen und Nichern. Bei einer heiteren Erzählung platschten mir die Backfische mitten ins Stück hinein wie in einer Operette. Besonders eine hübsche Blonde konnte sich darin nicht genug tun, schlug sich die Handflächen rot, patschte aufs Knie und schließlich, als sich der Rock verschob, unschuldig und kräftig auch auf den Oberschenkel. Nachher zückte eine ihrer Freundinnen die Kamera, um mich mit der ganzen Schar aufzunehmen. Wir begaben uns auf den Schulhof, und da saß ich nun zwischen den zwitschernden Kinderköpfen wie ein Klassenlehrer, bloß nicht so würdig, eher etwas verlegen, denn es waren verwirrende süße Mädchen darunter, doch plötzlich griff, ehe noch die Szene gestellt war, eine ältliche Lehrerin die lustige Blonde aus dem Schwarm und führte sie ab. Ich ließ es ahnungslos geschehen und begriff erst später, daß das Mädchen, weil es sich nach

*Abkürzung des sämtlichen Erziehungsberichts „skandalös“
benommen habe, nicht auf das Ziel Late kommen dürfen.*

In einer mitteldeutschen Stadt saß in der zweiten Reihe des Saales eine Frau, die, kaum hatte ich zu lesen begonnen, durch ihre Hünenhaftigkeit meine Aufmerksamkeit, ja meine Furcht erregte. Sie trug zwar einen Kapotthut, war aber sehr groß, sehr breit und das martialische Gesicht schmückte ein dunkler Schnurrbart. Sichtlich mißtrauisch maß sie mich unbeweglich mit zusammengeschobenen Brauen wie etwa ein grimmiger Onkel den Neffen betrachtet, der in einer verdächtigen Branche tätig ist. Ich las eine historische Novelle, in der ein unglücklicher russischer Offizier, dem Frau und Sohn geraubt worden waren, den Knaben seiner Quartiergeber entführt, weil ihn dieser an das verlorene Kind erinnert. „Was, ein Offizier und Kinderraub!“ hörte man da mit vollem Bass die mächtige Frau in der zweiten Reihe rufen. Ich las schnell weiter: die Mutter befestigt sich an die Sohlen des Offiziers und jagt ihm den Buben ab. „Gott sei Dank!“ ließ sich nun die tiefe Stimme der Frau vernehmen. Die anderen Zuhörer fingen zu klatschen an, wohl mehr ihretz, als meinetwegen. Es folgte eine Lausbubengeschichte. Alles lachte, bloß die Kapotthutträgerin nicht. Sie blickte mich streng an, als fragte sie, ob ich wirklich Wohlgefallen fände an den Streichen der Bengel, und wie es selbst ihr um den Schnurrbart verräterisch zu zucken begann, rettete sie ihre Würde mit dem lauten Zwischenruf: „Schon gut, aber Jungs muß man hauen!“ Und saß unerschüttert in der zweiten Reihe des vor Vergnügen brüllenden Saales. Wie staunte ich, als sie am Schluß zwischen den Autogrammsammlern stand und sich meine Unterschrift erbat.

Solche Höre liebe ich, denn sie gehen innerlich mit, und mehr will kein Dichter. Da stellte sich einmal im Nordosten Deutschlands ein Pimpf vor mich hin, der mit seinen Kameraden die gleiche Lausbubengeschichte vernommen hatte, und meldete soldatisch: „Ich danke Ihnen! Nun wissen wir, was wir zu tun haben!“ Eine Dichtung soll ihre Nuganwendung nicht wie eine Polizeivorschrift hinter sich herziehen, aber in diesem Fall gelte die Ausnahme. Und wenn sich darum in der nordöstlichen Stadt etliche wohlachtbare Bürger ärgern mußten, ich nehme die Verantwortung auf mich.

Es mag manchen erscheinen, als ob ich mich bloß der komischen Vorfälle bei meinen Lesungen entsänne. Die ernstesten Stunden des inneren Zusammenwachsens mit der Hörerschaft, jene geheime Verbundenheit der Herzen, denen der Zweck solcher Abende geweiht ist, der sich nicht immer, aber meistens erfüllt, lassen sich schwerer aussagen, denn das Wunderbare einer Erschütterung, die aus dem Dienst am Wort quillt, kann höchstens wieder durch eine Dichtung voll übermittelt werden.

Es war schön, wenn ich im Fackelschein auf nächtlicher Wiese inmitten eines Lagers der Jugend las. Mehr ist darüber nicht zu sagen, es war schön. Schön auch, in einer Hütte des bayrischen Waldes, umgeben von auslanddeutschen Mädchen und Männern, zu sitzen, das Buch auf dem klobigen Tisch, während das Holz im Ofen knackend die Stille bewegte und das eigene Wort in der behüteten Stube seltsam dicht wurde. Es war schön, im Baltensland zu lesen, wo jede Silbe ein fast klirrendes Echo fand. Ich spürte den Widerhall, ehe er sich selbst verkündete, und war glücklich. Und schön war es, im Österreich der Schuschniggheerrschaft den unsagbar nach dem deutschen Wort dürstenden

~~... Vorleser. Inwiefern im Hintergrund ein armer Polizeispitzel seine geheizten~~
den Brüdern vorzulesen, während im Hintergrund ein armer
Polizeispitzel seine geheizten Augen hin- und herflitzen ließ.
Wie oft war die Stille eines Saales die heftigste Bestätigung
Bestätigung oder das recht Wort eines Unbekannten, auf
das ich mich zu widerwärtigen Stütze.

Wie oft saß ich nachher mit einigen Frauen und Männern um einen Tisch, und es war schön, weil echte Menschen mir Bescheid taten; und trug mich der Zug am nächsten Morgen weiter, so begleitete der Nachklang unserer Gespräche noch lange die Fahrt. Wie viele kluge Buchhändler und uneigennützig Freunde der Dichtung leben in deutschen Ländern, heimatverwurzelte sorgsame Hüter ihres Amtes, freiwillige und berufene Diener der Kunst! Wir Vorlesenden lernen sie kennen, vergessen sie bald, der eine oder andere aber wird uns zum Sinnbild einer Stadt, einer Landschaft, eines Stammes, denn sie waren uns stellvertretend deren geistiger Ausdruck wie die Türme über den Dächern eines Ortes.

Vorlesend lernte ich Deutschland auf manchen Reisen kennen; seine äußere Gestalt erblickten meine Augen, seine innere, soweit dies bei raschen Fahrten möglich ist, enthüllten jene Menschen, die mir nach den Veranstaltungen zur fruchtbaren Begegnung wurden.

Vor Studenten lese ich besonders gern; sie sind das beste Publikum eines Dichters, jung, aufnahmebereit und jedes Wort, jede Wendung sofort begreifend. Aber wer vor allen Ständen las, in Dörfern, in kleinen und großen Städten, im Zeltlager und auf freiem Ager, findet schließlich, so sorgsam er sich jeder Besonderheit seiner Zuhörer anpassen wird, überall den deutschen Menschen in dessen Mannigfaltigkeit und Gleichblütigkeit. Auf dem Klosterhof Hans Grimms in Lippoldsberg saßen in der Sommerhize Tausende, die von weither gekommen waren, stundenlang und lauschten ohne Ermüdung dem Vers und der Prosa von Dichtern. Zweihundert Soldaten eines Bataillons fuhren am Abend nach dem Dienst aus freiem Entschluß fünfzig Kilometer weit heran, um die Dichter zu hören. Wo in aller Welt ereignet sich solches noch! Welches Volk nimmt die Dichtung so ans Herz?

Meine schönste Lesung beglückte mich in einem deutschen Dorf im Banat, woher mein Großvater vor einem Jahrhundert ins Siebenbürgische ausgewandert ist. Ich war der erste seiner Nachkommen, den die große Gemeinde zurückrief, wenn auch bloß für einen Tag, um ihr vorzulesen. Ich hatte sie vorher nie betreten. Als ich dort eintraf und den Zug verließ, standen sie da, meine Sippengeossen, von denen ich keinen kannte, von denen mich keiner noch gesehen hatte, standen da und grüßten mich. Dann ging ich mit ihnen ins Dorf, sie zeigten mir die Äcker, über die meine Vorfäter einst den Pflug geführt hatten, zeigten mir das Uransiedlerhaus aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als der Kaiser diese Schwaben und einen Bälilich darunter in die Wüste gerufen, zeigten mir das fruchtende Land, das sie geschaffen, und ich las dann vor vielen, in denen mein Blut kreist, deren Blut in mir fließt und die mich anblickten mit verwandten Augen. Man schenkte mir einen Lorbeerkranz, den einzigen, den ich je erhalten, eine Ehrenjungfrau überreichte ihn mir; doch ungleich wertvoller waren die zwei schmalen Schulhefte, die ich überdies empfing. Sie enthielten meinen Stammbaum. Man sang mir zur Ehre das Lied: „Nach der Heimat möcht' ich wieder...“, obgleich meine wahre Heimat hier nicht lag, aber die Herkunft der Väter hatte ich betreten dürfen.

Nach der Abreise befiel mich die Trauer, daß ich für ein solches Geschenk nichts hatte geben können als einige Gedichte und Geschichten. Ist es auch meist so, daß der Dichter

seine Lektoren reich belohnt mit andauernden Lesungen
veranstaltet, hier und mir für einige Worte ein
Jahrhundert meiner Ahnen angeschlossen. Eine
fast regerfelse Sehnsucht durchdrang meine Dankbar-
keit: es möge das Glück, dem ich die, obgleich keine Farbe
ohne taube Körner sein kann, so wachsen ~~ein~~ ein guter
wohlbestellter Erde, wie das Boot rein und ahnenweckend
auf den See meines wiedergefundenen Vater im Banat
an der einstigen Grenze der Ahnenkinder.